

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337862](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337862)

Kalender für Zeit und Ewigkeit.

Vorsprung.

Wer die Brägliese gekannt hat, der weiß, daß selbige eine absonderliche Person gewesen, der Jeder verwundert nachgeschaut, wenn sie zum Erstenmal an ihm vorübergegangen. Es waren aber zwei Dinge, welche diese Liese so auffallend machten und ihr einen so kuriosen Anstrich gaben. Das eine Ding war ihr Aussehen. Vielleicht hast du schon Jemanden gesehen, dessen Gesichtszüge von über großem Schmerz auf kurze Zeit krampfhaft verzogen waren und dessen weit geöffnete Augen recht starr in die Welt hinauslugten. Ein solches Grimassengesicht trug nun die Liese beständig zur Schau, es war ihre alltägliche Zierde und Schminke, der Krampf war bei ihr gleichsam festgefroren. Sie trug keine Haube, weder eine mit goldenen noch eine mit silbernen Stickereien, weder eine mit kurzen noch eine mit langen Seidenbändern, wie es sonst doch alle Wälderinnen thun; sondern bloß ein verwitterter, verblaster gelber Strohhut prangte auf ihrem alternden Haupte. Eine Haube wäre auch in der That schwer anzubringen gewesen, weil sie vor dem struppigen Haar keinen Platz gefunden hätte. Ihr Kopf hatte nämlich accurat das Aussehen, wie eine Garbe von einem verhagelten Widenaker, wenn dir schon eine solche vor Augen gekommen ist. Und zu diesem Haupte paßte die ganze Gestalt, als ob sie extra so bestellt worden wäre. Sie schritt mit sehr großen Schritten einher, gestikulirte mit den Armen wie die Balken an einem altfränkischen Telegraphen und war fast immer in halb oder ganz lautem Selbstgespräch begriffen; kurz, ihre Erscheinung war so auffallend, daß Jeder, der sie einmal gesehen, eher vergessen hätte, wie sein erster Schatz ausgeschaut, als daß ihm die Liese aus der Bräg nicht in lebendiger Erinnerung geblieben wäre.

Das Zweite, was die alte Person auszeichnete, war ihre Wunderlichkeit und große Kunstfertigkeit im Schimpfen. Sie befolgte den Grundsatz: Was man treibt, soll man recht treiben, auf's Genaueste. Wie der alte Napoleon ein Meister im Kriegshandwerk und der Damian Hessel im Diebsthandwerk, so war sie eine Meisterin in ihrem Handwerk, dem Schimpfen. Die Liese stellte sich in der Kirche unter die Betschwester und war, so lange ich mir denken mag, eine alte Jungfer, soll aber auch einmal jung gewesen sein und dazumal,

wie bejahrte Leute versicherten, keine solche Lästereien im Munde geführt und namentlich über den heiligen Ehestand glimpflicher geurtheilt haben. Obwohl nämlich die alte Person Alles in Haussch und Bogen verlästerte, so hatte sie es doch hauptsächlich auf die verheiratheten Leute und das Familienleben abgesehen. Es fällt mir nicht bei, alle ihre Lästereien und Schimpfwörter in den Kalender zu setzen und dadurch gleichsam eine Anweisung oder einen Leitfaden zu ähnlichem Beginnen an die Hand zu geben; es sei genug, daß sie ihre langen Herzenergießungen gewöhnlich mit der Behauptung schloß: „Kurz und gut, es gibt kein Christenthum mehr in der Welt; die Gottesfurcht und die christliche Zucht sind verschwunden; die Leute leben wie Türken und Heiden; es wird keine Hochzeit mehr gefeiert, an welcher der Herr Jesus und seine glorreiche Mutter theilnehmen könnten, wie dort zu Kanaa in Galiläa; der Teufel muß den Segen zu diesen Bündnissen geben, weil es in den Haushaltungen so teuflermäßig aussieht!“ — Wies wohl nun nach meiner einfältigen Meinung die Liese selber durch ihr ewiges Schimpfen und gräuliches Lästern dem Christenthum wenig Ehre machte und der Betschwesterzunft, auch der Heiland schwerlich in ihrer Hütte hätte weilen mögen und an ihren Gesprächen Gefallen finden, so hatte sie doch darin Recht, daß mitten in christlichen Ländern gar viel Juden, Türken und Heidenthum anzutreffen und in vielen Haushaltungen in der That wenig Christenthum zu verspüren ist. Wir mögen das Verhalten der Menschen gegenüber der Kirche, der Familie oder dem Staate betrachten, gar häufig müssen wir wahrnehmen, daß die Vorschriften des Evangeliums wenig beobachtet werden. Viele scheinen fast der albernen Meinung zu huldigen, ein Christ sei Jeder, dessen Name irgendwo in einem christlichen Taufbuche eingeschrieben, und der Name „Christ“ genüge zum Seligwerden. Das ist aber ein grober Aberglaube, gröber als der Glauben an Hexen und Gespenster. Von solchen Christen sagt Abraham a St. Klara mit Recht: „sie gleichen Büchsen in der Apotheke, auf welchen zwar auswendig ein schöner mit Gold geschriebener Titel, inwendig aber gar nichts zu finden, als ein geschimmelter Brocken von einem verdorbenen „Höldeng'salz.“ Ja, wenn auch in solchem Menschen nichts Schimmliches, Faulles und Wüstes angetroffen würde, so wäre er doch jedenfalls hohl und

leer und nichtig vor Gott, einem Wirthshause ähnlich, an dem ein großes, schönes Schild hängt, in welchem aber der Wein ausgegangen und kein Bier gehalten wird. Dein Christenthum muß sich in deinem ganzen Thun und Lassen zeigen, sonst ist es nicht in der Walle gefärbt und schützt dich nicht vor der linken Seite am allgemeinen Gerichtstage, wie es schon in einem alten Liede heißt:

„Was hilft es mir, ein Christ zu sein,
Wenn ich nicht christlich lebe.“ —

Was zu einem christlichen Leben das Erste und Nothwendigste sei.

Bist du schon einmal zu Gevatter gestanden und hast ein Kind zur Taufe getragen oder wenigstens einmal eine Taufhandlung mit angesehen? Was fragt der Pfarrer, wenn sie mit dem Kinde vor oder in die Kirche kommen, wie es bei dir eben Gebrauch ist? Nicht wahr, zuerst stellt er die Frage, wie das Kind heißen soll, und dann fährt er fort: „Was begehrt du von der Kirche Gottes?“ Nun sollte man meinen, es verstehe sich von selber, daß die Patren antworten: „die heilige Taufe“; allein sie sagen: „den Glauben“, und haben dabei ganz Recht. Der Glaube ist nämlich, wie der Kirchenrath von Trident sagt, der Anfang, das Fundament und die Wurzel des christlichen Lebens, was bei der Taufe ebenfalls ausgesprochen wird, indem der Priester weiter fragt: „was bewirkt der Glaube?“ und die Patren antworten: „das ewige Leben“. Jedes Ding auf Erden muß einen Anfang haben; so ist auch der Glaube der Anfang des heiligen Lebens. Man kann ja unmöglich Gott zu gefallen suchen, wenn man nicht glaubt, daß ein Gott ist; und kann unmöglich die Gebote Gottes beobachten, wenn man nicht glaubt, daß Gott wirklich den Menschen Gebote gegeben hat; und kann unmöglich das jüngste Gericht fürchten, wenn man nicht an den Richter der Lebendigen und Todten glaubt; und kann unmöglich ein Verlangen, eine Sehnsucht und ein Heimweh nach dem Himmel und seiner Seligkeit in der Seele tragen, wenn man nicht einen Himmel und eine ewige Seligkeit und Herrlichkeit glaubt.

Will Einer ein Haus bauen, so legt er zuerst ein tüchtiges Fundament, damit das Haus darauf feststehe und nicht durch den nächsten besten Sturmwind zusammengeschüttelt werde. So ist der Glaube das Fundament aller christlichen Tugenden, und wer dieses Fundament nicht gelegt hat, der wird in den Stürmen der Versuchung und in den Ungewittern der Verfolgung unter dem schweren Drucke

des Elendes nicht aushalten. Wo ein recht fester, lebendiger Glaube zu Grunde gelegt ist, da kann gar kein schlechtes Werk darauf zu stehen kommen. Bei einem Hause können zum Fundamente feste Granitsteine verwendet und dann doch die Wände mit Holz und Lehm aufgeführt und das Dach mit Stroh gedeckt werden; oder man kann auf ein recht dauerhaftes Fundament ein gebrechliches Haus oder eine elende Hütte bauen. Beim Glauben dagegen ist dies anders; Glauben und tugendhaftes Leben verhalten sich wie Wurzel und Baum, sie gehören zusammen und sind Einer Art. Aus der Wurzel eines Zwetschgenbaumes kommt kein Birkenreis, aus der Wurzel des Rebstockes keine Distel und aus der Wurzel eines Rosenstrauches kein Stachelapfel; ebenso kann aus einer Seele, auf deren tiefstem Grunde ein lebendiger, heiliger Glaube ruht, kein unheiliges, wüßtes Leben herauswachsen. Ein guter Baum kann keine schlechte Frucht bringen, sagt der Heiland. Wer ein christliches Leben führen will, ohne den christlichen Glauben zu Grunde zu legen, der gleicht einem Baumeister, der ein Haus bauen will, aber bei dem Baue mit dem Dache anfängt, oder einem Gärtner, der von einem Baum Früchte pflückt, der keine Wurzel im Boden geschlagen hat. — Der Gerechte lebt aus dem Glauben, sagt der Apostel, und der Ungerechte lebt aus dem Unglauben, denke ich. Wer an die Heilsamkeit und Kraft des Gebetes glaubt, der wird nicht versäumen, Gott um seine Gnade und seinen Beistand anzuflehen; wer dagegen an diese Kraft und Wirksamkeit nicht glaubt, der wird die Zeit, welche auf das Gebet verwendet wird, für eine verlorene halten und darum etwas Anderes treiben. Besonders sieht man den engen Zusammenhang von Glauben und Handeln beim Aberglauben; ein abergläubischer Mensch, z. B. ein Schatzgräber oder ein Mädchen in der Andreasnacht, unternimmt Dinge, die Andern zu gestehen er sich schämen würde. Aus der Wurzel Aberglaube können aber keine andere, als hohle, windige, wurmfällige Früchte hervorwachsen. Der Umstand, daß der Glaube mit dem Leben so innig verbunden ist, macht es auch erklärlich, warum der Unglaube so oft aus der Unsterblichkeit oder einem schlechten Leben seinen Ursprung nimmt. In dem Verlangen, ihre böse Gesinnung und ihr lasterhaftes Treiben zu rechtfertigen oder zu beschönigen, läugnen die Menschen ihre bessere Ueberzeugung; um ihr Herz zu beruhigen, verkehren sie ihren Verstand. So lange ein Mensch unschuldig ist, glaubt er gern und freudig, daß die Unzüchtigen

dem Him
ber der
nimt die
mit dem
nen wer
in Fußb
den Voru
und arbeit
bis er es
niger als
nung, die
verhält es
Gottes.
solches B
sächlich in
meinungen
len Gott
eine wahr
einigen J
Stunde n
macht zu
legenheitl
schäft ang
Gesehen i
nicht läßt
hat die
auch wer
keine and
lassen, al
Mund sei
hatte. I
gebrosen
gewürdig
die ersten
Gottes u
nehmen s
machen i
wird, dur
Gott der
terium u
sein Rati
Anordnun
ein ewig
den kann
hat er B
gelegt.
alten S
Gott geb
Jenes st
Jenes n
haben w

echt fester,
da kann
kommen.
mente feste
die Wände
Dach mit
auf ein recht
Haus oder
in dagegen
stfes Leben
te gehören
er Wargel
Birkenreis,
Distel und
ein Stech
auf deren
laube ruht,
hfen. Ein
ht bringen
ben führen
Grunde zu
ein Ham
Dache an
em Baum
im Boden
aus dem
erechte lebt
die Hüll
der wird
und seiner
diese Kraft
d die Zeit,
für eine
eres treiben
ammenhang
auben; ein
Schatzgräber
unternimm
men würde
r keine an
Früchte her
Glaube un
es auch er
der Unstet
ung nimm
ng und ihr
zu beschä
tere Ueber
erlehren sie
unschuldig
Unzüchtigen

vom Himmelreiche ausgeschlossen sind; je mehr er aber der Unlauterkeit anheimfällt, desto mehr gewinnt die Ueberzeugung bei ihm die Oberhand, daß er mit dem sechsten Gebote so gar streng nicht genommen werden könne. Hat ein Kleiderkünstler oder ein Fußbekleidungsprofessor sich einmal gewöhnt, in den Vormittagsstunden des Sonntags zu arbeiten und arbeiten zu lassen, so beredet er sich so lange, bis er es selber glaubt, das dritte Gebot gelte weniger als ein anderes, eine abergläubische Meinung, die sogar studirte Leute theilen. Ähnlich verhält es sich mit allen Geboten und Vorschriften Gottes. Dies ist aber keine Kleinigkeit; denn durch solches Verfahren wird die Majestät Gottes thatsächlich in Abrede gestellt und einsichtige Meinungen werden über die Weisheit und den Willen Gottes gesetzt. Ja ein solches Verfahren ist eine wahre Empörung gegen Gott. Als man vor einigen Jahren damit umging (es sollen bis zur Stunde noch Etliche damit umgehen), die Fürstenmacht zu brechen, um die Fürsten selber dann gelegentlich zu beseitigen, wie hat man das Geschäft angegangen? Man hat nach den bestehenden Gesetzen nichts mehr gefragt, als so weit sie Einem nicht lästlich fielen oder zum Vortheil gereichten, man hat die Strafgewalt nicht mehr gefürchtet (war auch wenig Grund zur Furcht vorhanden) und keine anderen Gesetze und Verordnungen mehr gelten lassen, als welche das sogenannte Volk durch den Mund seiner geschmeibigen Vertreter selbst gemacht hatte. Dadurch wurde die Macht der Regierungen gebrochen und die Majestät der Herrscher herabgewürdigt. Sie waren von Volkes Gnaden und die ersten Diener des Volkes, statt die ersten Diener Gottes unter ihrem Volke. Ganz das gleiche Benehmen schlagen Tausende Gott gegenüber ein und machen ihn, wie schon beim Propheten geklagt wird, durch ihre Sünden zu ihrem Diener, da doch Gott der allerabsoluteste Herr ist und kein Ministerium und keinen Landtag braucht. Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? In seinen Geboten und Anordnungen hat Gott seinen Willen ausgesprochen, ein ewiges Gesetz gegeben, das nicht geändert werden kann, und auf die Befolgung dieses Gesetzes hat er Belohnung und auf die Uebertretung Strafe gesetzt. Nun leben aber Tausende, die mit der alten Schlange behaupten: „Es ist nicht so, wie Gott gedroht hat; keineswegs wird er Dieses oder Jenes strafen!“ Und warum wird er Dieses oder Jenes nicht strafen? Weil es die Menschen nicht haben wollen. Auf diese Art setzen solche Menschen

ihren eigenen Willen über den Willen Gottes, gleichsam als ob sie Gott als Geschworene aufgestellt hätte, um über ihre eigenen Handlungen das „Schuldig“ oder „Nichtschuldig“ auszusprechen. Bekanntlich darf aber Niemand Richter sein in eigener Sache. Was, meinst du, würde herauskommen, wenn Räuber und Mordbrenner über ihre eigenen Verbrechen zu Gerichte säßen? Oder wenn Freischärler als Geschworene abzurteilen hätten, ob ihr Kriegszug Hochverrath oder Nothwehr gewesen? Solche Richter in eigener Sache sind aber die Leute, die ich eben bezeichne. Natürlich brachten solche Geschöpfe schlecht oder gar nicht und haben es auch nicht nothwendig. Sie sagen zwar, sie beichten Gott und Gott selber absolvire sie; allein in Wahrheit absolviren sie sich selbst und begehen dann die aufgeklärte Dummheit, zu meinen, Gott unterschreibe gutwillig ihre Selbstlosprechung. Zu solchen Loosprechungen aber schüttelt Gott den Kopf. Darum kommt so viel darauf an, ob man an einen lebendigen, majestätischen Gott und seine ewigen Gesetze, oder ob man an einen eingebildeten Gott und seine eigenen Meinungen glaubt. Es liegen Viele in diesem Epitale krank, die keine Ahnung von ihrem Zustande haben.

Wie vielerlei wahre Glauben es gebe.

Der wahre Glaube kann bloß Einer sein, weil die Wahrheit nur Eine ist; der Irrthum dagegen und die Lüge sind tausendfältig. Gott kann sich nicht selber widersprechen, ist nicht heute Ja und morgen Nein, sondern Ja und Amen in alle Ewigkeit. Wenn darum Gott sich den Menschen offenbart hat, wie wir Christen glauben, so ist diese Offenbarung nur Eine. In Rom ist ein sehr großes Haus oder ein Palast, Vatikan genannt. Von diesem Hause behauptet Einer, es enthalte 5000 Zimmer und Säale, ein Anderer versichert: „nein, es sind 9000“, und ein Dritter schwört: „ihr Beide wißt nichts, es enthält 11,000!“ Siehst du, Zwei von diesen müssen jedenfalls im Irrthume sich befinden, vielleicht gar alle Drei; denn es könnten ja auch 10,099 Zimmer sein. Zuverlässig weiß es nur derjenige, welcher die Gemächer selber gezählt und sich nicht überzählt, oder dem es Einer gesagt hat, welcher die Sache bestimmt wußte und nicht lügen wollte. — Bei sehr vielen irdischen Dingen kann man sich überzeugen durch die Sinne, wie sie in Wahrheit beschaffen sind, und Keiner, mit dem es unter dem Hute richtig steht, läugnet solche Wahrheiten. Daß z. B. das Gras grün ist

und der Schnee weiß, der Zucker süß und der Essig sauer, das Wasser naß und die Wolle weich, das muß man glauben; denn was das Auge sieht, die Zunge schmeckt, die Hand greift und fühlt, das glaubt das Herz. Ein ganz anderes Bewandniß hat es dagegen mit übersinnlichen, himmlischen Dingen. Da ist nichts zu sehen und zu greifen, nichts mit den Sinnen wahrzunehmen, außer mit dem Gehör, wie denn auch der Apostel sagt, der Glaube komme aus dem Hören. Da bleibt nichts übrig, als dem Zeugnisse dessen zu glauben, der versichert hat, er sei vom Himmel herabgekommen. Denn wer von Ewigkeit her bei Gott war und an der Herrlichkeit des Himmels theilgenommen, der vermag allerdings die Wahrheit von Gott und himmlischen Dingen zu verkünden. Allein diesem Zeugnisse kann man auch widersprechen und die Herabkunft von Oben in Abrede stellen. Das thun auch in der That Alle, welche läugnen, daß Jesus Christus ist der Eingeborne des Vaters, vom Himmel herabgekommen, um das sündige Menschengeschlecht zu erlösen. Denn war Christus bloß ein Mensch, wenn auch der ausgezeichnetste und reichbegabteste, so konnte er irren, und die Religion, die Er gegründet, wäre ein Menschenwerk, wie alles Menschliche dem Irrthume bloßgestellt und der Veränderung und Veraltung unterworfen. Es war ein feierlicher, verhängnißvoller Augenblick, als der Herr in jener Nacht vor Kajaphas und dem hohen Rathe stand, um über seine Person und seine Lehre ein Verhör zu bestehen. Von seiner rechtmäßigen Obrigkeit feierlich aufgefodert, eidlich zu erklären, wer er sei, bekannte er sich als den Sohn des lebendigen Gottes, und fügte noch hinzu: „Ich sage euch aber, von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen“. War nun der Mann, der dieses über seine Person aus sagte, nur ein Mensch, so befand er sich in Betreff seiner selbst in einem wahnsinnigen Irrthum, oder er hat in einer verhängnißvollen Stunde, im Angesichte des Todes, vor den Augen der zuständigen Obrigkeit, in der feierlichsten Form — Gott verzeihe mir das Wort — gelogen, und Kajaphas mit samt dem hohen Rathe sind im vollsten Rechte gewesen, da sie ihn als Gotteslästerer zum Tode verurtheilten. Sie verübten dann nicht bloß kein Unrecht, sondern thaten, was ihre Pflicht war. Daß ihm in diesem Falle, auch wenn er im Uebrigen noch so heilig gelebt, noch so außerordentliche Thaten verrichtet, noch so schöne Lehren vorgebracht hätte, kein unbes

dingter Glaube zu schenken wäre, springt von selbst in die Augen. — Ist er aber nach seiner eigenen und seiner Apostel Versicherung der eingeborene Sohn des Vaters und Gott gewesen, so müssen wir ihm unbedingt Alles glauben, was er gelehrt hat, und dürfen an seiner Lehre nicht mäkeln und markten, sie mag uns angenehm oder widerwärtig, leicht oder lästig, begreiflich oder unbegreiflich vorkommen. Denn Gott kann nicht lügen oder täuschen, und Alles, was er den Menschen offenbaren will, ist für diese von der höchsten Wichtigkeit. Die Menschen haben die Lehre Christi gläubig anzunehmen, nicht weil ihnen diese Lehre vernünftig und glaubwürdig vorkommt, sondern weil sie Christus vortragen, der immer und überall Glauben verdient. Als Christen glauben wir nun an ihn als an den Eingeborenen des Vaters, als an unseren Herrn, der in der Zeit aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen und Mensch geworden ist. Christus ist also der Mittelpunkt und der Inbegriff unseres Glaubens. So sagt er selber: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben“; und „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er nicht glaubt an Namen des Eingebornen vom Vater“; und wiederum: „Der hl. Geist wird die Welt überweisen von Sünde, weil sie nicht an mich geglaubt haben.“ Christus ist die Wahrheit und wer an ihn glaubt, der glaubt die Wahrheit und hat somit den wahren Glauben. Was er redet, ist Wahrheit; wer also seine Rede hört und gläubig in sich aufnimmt, der hat die Wahrheit oder den wahren Glauben. Was er verheißt, ist Wahrheit; wer also seinen Verheißungen glaubt, der glaubt an die Wahrheit. — Aber wir glauben doch auch, daß das alte Testament Wahrheit enthalte und Gottes Offenbarung sei, obwohl dasselbe nicht durch Christus, sondern durch Moses und die Propheten gegeben worden? Allerdings glauben wir, daß Gott durch Moses und die Propheten im alten Bunde sich geoffenbaret; aber warum glauben wir dies? Weil uns Christus Bürge dafür ist, weil er das alte Testament bestätigt hat. Hätte Christus gesagt, Moses und die Propheten seien Betrüger gewesen und hätten nicht im Auftrage und in der Vollmacht Gottes gehandelt, so müßten wir das alte Testament verwerfen, wenn wir anders Christen bleiben wollten. Christus ist also der Inbegriff unseres Glaubens und mit ihm ist Alles gegeben; er ist der Grund, der gelegt worden, und einen andern Grund kann Niemand legen. Darum thut auch derselbe Apostel, der da schreibt: „Der Gerechte lebt aus

dem Gl
Leben“,
sondern
Christus
ganzem
von ihm
Hände
den er
kommen
lichen B

vorhi
heißt,
Nun ha
gründet,
und alle
stalt ist
Anstalt,
wahre
verwalte
eine An
eine Sä
welcher
werde d
von der
her mit
und wir
Fleische
und in
aus sein
gebung
schon J
aber nur
des Har
stand, d
des Him
größeres
die ganz
se im J
heiligen
ich euch
nicht an
bare Kir
amt gef
sehen, v
war ja
bloß der
bloß sein
vergebun
vielmehr

dem Glauben“, den Ausspruch: „Christus ist mein Leben“, und ein andermal: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir“. Wo ist aber heutzutage Christus zu finden und seine Offenbarung in ihrer ganzen Fülle? Wer zeugt fort und fort untrüglich von ihm und seinen Lehren und Thaten? In wessen Hände hat er die Wahrheit und all' den Segen, den er vom Himmel gebracht, gelegt, damit die kommenden Geschlechter als aus einem unvergänglichen Borne schöpfen möchten?

Die katholische Kirche.

Vorhin hat es geheißen: „Was Christus verheißt, das ist Wahrheit und kann nicht ausbleiben“. Nun hat er aber eine Anstalt verheißt und gegründet, in welcher er und mit ihm alle Wahrheit und alles Heil zu finden sein werde. Diese Anstalt ist die allgemeine oder katholische Kirche, eine Anstalt, in welcher die wahre Lehre verkündet, das wahre Opfer dargebracht, die wahren Sacramente verwaltet und das wahre Hirtenamt ausgeübt wird, eine Anstalt, von welcher der Apostel sagt, sie sei eine Säule und Grundfest der Wahrheit, und von welcher der heilige Chrysostomus behauptet, ehe werde das Licht der Sonne erlöschen, als die Kirche von der Wahrheit abweichen; eine Anstalt, in welcher mit einem Worte Christus unter uns fortlebt und wirkt. So lange der Herr auf Erden im Fleische wandelte, konnten die Leute im Judenlande und in der Umgegend die neue Lehre unmittelbar aus seinem Munde vernehmen und von ihm Vergebung der Sünden erhalten; und doch wählte er schon Jünger, die er aussandte, um zu predigen, aber nur im Judenlande, bei den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Als er jedoch im Begriffe stand, die Erde zu verlassen und in die Herrlichkeit des Himmels zurückzukehren, wies er denselben ein größeres Ackerfeld an: „Sehet hin“, sagte er, „in die ganze Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe“. — Es läßt sich auch gar nicht anders denken, als daß Christus eine sichtbare Kirche und in derselben ein Lehr- und Priesteramt gestiftet habe. Wie hätte sonst sein Werk bestehen, wie seine Lehre sich verbreiten mögen? Er war ja nicht gekommen, um die göttliche Wahrheit bloß den damals lebenden Juden zu verkünden, bloß seinen Zeitgenossen und Landsleuten Sündenvergebung, Heil und Segen zu spenden; sollten ja vielmehr alle Menschen durch das himmlische Licht

erleuchtet und der Erlösung theilhaftig werden. Wenn in ihm allein Heil ist und ohne ihn Niemand zum Vater kommen kann, so waren diejenigen, welche ihn im Fleische geschaut und aus seinem Munde die gewaltigen Reden gehört haben, ganz ungebührlich bevorzugt und die späteren Geschlechter hätten gerechte Ursache, sich über Beeinträchtigung und Unrecht zu beklagen, wenn er es nämlich unterlassen hätte, eine Einrichtung zu treffen, eine Anstalt zu gründen, in welcher er mit all seiner Wahrheit und Gnade zugegen ist. In diesem Falle hätte der Herr es nur mit den Leuten, die gerade damals in seiner Nähe waren oder vielleicht zufällig an den See Genesareth oder nach Jerusalem kamen, gut gemeint, den Entfernten und Spätern dagegen das größte Himmelsgut vorenthalten. Du wirst aber doch gewiß nicht glauben, daß er nur Einige habe erlösen, die Andern aber in Irthum und Sünde lassen wollen. Oder man müßte behaupten, er habe zwar den guten Willen gehabt, sei aber nicht im Stande gewesen, sein Erlösungswerk auf Erden fortzuführen. Allein gerade damals, als er die Apostel zur Eroberung der Welt aussandte, sprach er vorerst das große Wort: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“. Meinst du, er habe deshalb nicht auch die Macht, dafür zu sorgen, daß seine Lehre in ihrer Reinheit und Fülle bewahrt werde bis an's Ende der Zeiten? Freilich waren die Apostel auch Menschen und darum dem Irthume zugänglich; allein ihr Herr und Meister versprach ihnen nicht bloß, selber bei ihnen zu sein bis an's Ende der Tage, sondern verbieth ihnen auch den heiligen Geist, der sie in alle Wahrheit einführen werde. Und wirklich wurde dieser hl. Geist unter sichtbaren Zeichen über sie ausgegossen am Pfingstfeste und äußerte seine Gegenwart und Kraft durch Wunder und Zeichen. Derselbe heilige Geist nun, mit welchem die Apostel erfüllt wurden, erleuchtet und stärkt auch ihre Nachfolger, die Bischöfe, weil diese ja die nämliche Aufgabe zu lösen, dasselbe Geschäft zu vollführen, dasselbe Amt zu verwalten haben, wie ihre Vorfahren. Warum sollte denn Christus den Bischöfen versagen, was er den Aposteln bewilligt hat? Und wie die Apostel, nach der Anordnung des Meisters, in Petrus einen Mittelpunkt und ein Oberhaupt besaßen, so haben ihre Nachfolger einen Vereinigungspunkt und ein Oberhaupt an dem Papste, als dem Nachfolger des hl. Petrus. In Christus ist die göttliche und die menschliche Natur zu einer gottmenschlichen Person geeinigt; in der Kirche vertritt nun die

göttliche Natur der heilige Geist, die menschliche der Papst und die Bischöfe. Da nämlich wohl die zweite Person, aber nicht die dritte in der Gottheit Mensch geworden ist, die Menschen aber als sinnliche Geschöpfe, als sichtbare Gemeinschaft, sichtbare Lehrer und Priester haben müssen, so wirkt der hl. Geist durch Menschen als seine Werkzeuge, und wird so lange auf diese Weise wirken, als die Menschen der Erlösung bedürftig sind, d. h. bis zum Ende der Welt. Wie der Erlöser selber als Gottmensch erschienen, so ist auch seine Kirche eine gottmenschliche Erscheinung und kann, weil es nur Einen Gottmenschen gibt, auch nur Eine sein. Diese Kirche ist aber die römisch-katholische; denn keine andere vermag wie sie ihren Ursprung auf die Apostel zurückzuführen; keine besitzt diese ununterbrochene Reihenfolge rechtmäßig geweihter Bischöfe; keine zeigt diese Einheit und Unveränderlichkeit in Lehre, Gottesdienst und Verfassung; keine hat noch in so gewaltigen Stürmen und Verfolgungen ihre göttliche Kraft erprobt. Ja wäre die katholische Kirche je in einer Zeit ihrer Aufgabe untreu geworden, hätte sie statt der Wahrheit Irrthum und Lüge verkündet, so wäre die Verheißung des Herrn, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, zu nichte geworden; der Teufel hätte Christum überwunden und der Papst wäre wenn nicht der Antichrist selber, doch dessen Stellvertreter. — Die Kirche ist ewig alt und ewig jung, wie Christus selbst. Der Herr hat sie mit einem Senfkorn verglichen, das zu einer baumartigen Staude heranwächst. Das Senfkorn wurde mit dem Schweiß der Apostel, mit dem Blute der Martyrer befeuchtet, ist emporgewachsen und breitet seine Aeste aus über alle Länder und Völker. Und noch ist sein Wachsthum nicht vollendet und wird erst mit dem Abschlusse der Zeiten vollendet werden. Wohl hat es schon Zeiten gegeben, wo der Baum verdorrt oder verfault schien und unfähig, Blüten und Früchte zu tragen; aber es war eben nur Schein, und seine Kraft und sein Leben hat sich in Kürze um so reicher und herrlicher entfaltet. Es ergeht nämlich der Kirche nicht anders als ihrem göttlichen Stifter; sie wird mißkannt, verfolgt, angefeindet, verhöhnt, falsch angeklagt und zum Tode verurtheilt: allein wenn man meint, jetzt habe man sie zur ewigen Ruhe in's Grab gelegt, dasselbe mit einem großen Steine versiegelt und Wachen dazugestellt, so wirkt sie am dritten Tage den Stein weg, steht auf und schwingt triumphirend ihre Fahne. Es ist das von Anfang so gewesen

bis heute und ist auch mit ein Zeichen, daß die katholische Kirche die wahre ist. — Vor etwa 100 Jahren lebte in Frankreich drüben ein Mann, mit Namen Voltaire, der von Gott außerordentliche Geistesgaben empfangen hatte und unsäglich viel Gutes hätte stiften können. Er wollte jedoch lieber Schaden anrichten und Unheil verbreiten und hatte es im grimmigen Haffe namentlich darauf abgesehen, die katholische Religion zur Welt hinaus zu spotten und zu lästern. Da er sich dem Geschäfte allein nicht gewachsen glaubte, so warb er Handlanger und Gefellen, die ihm bei der saubern Arbeit helfen sollten. An solch Einen schrieb der hoffärtige Mann eines Tages: „Was zwölf einfältige Fischer vom galiläischen Meere aufgebaut haben, das werden wir geschiedte Leute, die wir uns nach Duzenden zählen, doch wohl nieder zu reißen im Stande sein“. Nun ja! sie haben unverbrossen gearbeitet und nicht fruchtlos; aber doch ist der Mann steinalt in Verzweiflung gestorben, ohne den Sturz der katholischen Kirche zu schauen und ihr die Grabchrift schreiben zu dürfen. In den neunziger Jahren wurde dann allerdings von der Republik der Kirche ein amtlicher Todtenschein ausgestellt und sie ordentlich begraben in Begleitung der gehörigen Zeugen, aber wie man hört, ist sie auch in jenem Lande wieder auferstanden und hat die eine und untheilbare Republik überlebt. Ja ich kenne einen Uhrenhändler, der dort drüben seinen Handel treibt und die Ueberzeugung hegt, daß katholische Leben rege sich dort zu Lande gewaltiger, als selbst auf dem Schwarzwald, wo doch die Religion nicht am Wenigsten in Ehren steht, und es würden dort sogar Klöster für zeitgemäß gehalten und darum errichtet, was unsern Studirten ganz spanisch vorkommen muß. — Jetzt habe ich aber, wie es alten Leuten geht, in der Hitze meinen Text verloren und bin auf etwas Fremdes abgesprungen. Also die katholische Kirche ist die einzig wahre Kirche und kann in der Lehre nicht irren. Darum muß der Katholik in religiösen Dingen auch Alles glauben, was die Kirche zu glauben vorstellt, es mag geschrieben sein oder nicht, das heißt: es mag mit klaren dünnen Worten in der hl. Schrift enthalten sein oder nicht. Christus hat keine Schreiber, sondern Prediger aufgestellt, und daß die Bücher, welche wir die heilige Schrift des neuen Testaments nennen, wirklich von den Aposteln geschrieben und daß nichts Falsches in dieselben ist hineingeschmuggelt worden, dafür haben wir gar keine andern Zeugen, als eben die katholische Kirche. Was

die kath
werden,
euch hö
mäckelt
Man
beliebige
verwerf
nicht.
jenigen
gelten,
war ka
katholisc
im Gru
haben e
gar kein

Ob n
Man
muß no
sündiger
eine S
Sünde
vaters
zuschließ
leren,
können
einen N
seine K
Wer v
er durch
oder ein
Fabrik,
von ein
aus irg
leiden i
meintlic
den, der
ein pr
hat sich
katholisc
in die
niß dar
ob er d
schon
Bücher
dienst
wortete
sich noch
daran,
im Gru
ich nun

die katholische Kirche lehrt, muß so aufgenommen werden, als ob Christus selber es lehre. „Wer euch höret, der höret mich“. Wer an ihrer Lehre mäckelt und markt, der ist nicht mehr katholisch. Man kann nicht von der katholischen Religion ein beliebiges Stück annehmen, und ein anderes Stück verwerfen; da heißt es, entweder ganz oder gar nicht. Daraus kannst du merken, was von denjenigen zu halten, welche, um für aufgeklärt zu gelten, in der Redensart sich gefallen: „Ich bin zwar katholisch, glaube aber nicht Alles, was die katholische Kirche glaubt“. Solche Leute glauben im Grunde an Niemanden, als an sich selber, und haben eine Religion, die ungefähr so gut ist, wie gar keine. —

Ob man seine Religion ändern dürfe.

Man darf nicht nur, sondern unter Umständen muß man sogar, wenn man sich nicht schwer verübigen will. Die Ansicht, als ob es nicht bloß eine Schande und ein Aergerniß, sondern auch Sünde sei, vom Glauben des Vaters und Großvaters abzufallen und sich einer andern Kirche anzuschließen, diese Ansicht hat nur in einer glaubensleeren, matten, feigherzigen Zeit Anklang finden können. Allerdings soll man die Religion nicht wie einen Rock wechseln und aus zeitlichen Rücksichten seine Kirche verlassen, ist gewiß nicht zu billigen. Wer von dem mütterlichen Glauben abfällt, weil er durch den Glaubenswechsel eine Anstellung hofft oder einen größern Lohn, oder Verdienst in einer Fabrik, oder eine gute Heirath, oder die Erbschaft von einem weitläufigen Vetter, oder gar, weil er aus irgend einem Grunde seinen Pfarrer nicht leiden mag oder weil ihm in seiner Kirche ein vermeintliches oder wirkliches Unrecht angethan worden, der handelt sicherlich schlecht. — Es ist einmal ein protestantischer Mann zu mir gekommen und hat sich bereit erklärt, mit seiner ganzen Familie katholisch zu werden; ich möchte ihn nur geschwind in die katholische Kirche aufnehmen und ein Zeugniß darüber ausstellen. Als ich den Mann fragte, ob er denn mit den Lehren der katholischen Kirche schon bekannt sei, Unterricht darin empfangen, Bücher darüber gelesen, dem katholischen Gottesdienst und der Predigt beigewohnt habe, so antwortete er ohne alle Verlegenheit: darum hätte er sich noch nie bekümmert und es liege ja auch nichts daran, weil die Katholiken und die Evangelischen im Grunde doch denselben Glauben hätten. Da ich nun natürlich weiter examinirte, warum er denn

aus seiner Kirche austreten wolle, da doch nach seiner Meinung die Katholiken keinen andern geschweige einen bessern Glauben besäßen, so erfolgte die Antwort, sein Pfarrer sei parteiisch und habe es ihm gar zu wußt gemacht. Dieses „Wußt machen“ bestand aber darin, daß der Pfarrer ein Kind des Klägers nicht zur Confirmation zulassen wollte, weil dasselbe nach der Ansicht des Pfarrers nicht genugsam unterrichtet war, obwohl der Vater Stein und Bein verschwor, sein Kind sei ein Ausbund von Geschicklichkeit und übersehe die andern alle. Welche Ansichten von der Erhabenheit der Religion müssen in dem Kopfe dieses Gewatters Schuhmachermeister spucken! Welchen Werth legt er auf seine eigene Kirche und ihr Bekenntniß? Also weil nach seiner Einbildung der Pastor ihm ein Unrecht zugefügt, so wird er demselben zum Trotz oder zum Wehethun mit samt der Familie katholisch! Ich denke, aus ähnlichen geistreichen Gründen sind auch schon Leute aus der katholischen Kirche geschieden. Allein so armselig und nichtswürdig mir solche Uebertritte erscheinen, so bleibe ich doch dabei: es gibt Fälle, in welchen der Religionswechsel heilige Pflicht ist. Wie jedes gesunde Auge ein Verlangen nach Licht und jeder gesunde Magen einen Hunger nach Speise hat, so lebt in jeder gesunden Menschenseele ein Verlangen und eine Sehnsucht nach Wahrheit; und es ist des Menschen Pflicht, nach Wahrheit zu ringen und in der Erkenntniß derselben zu wachsen sein Leben lang. Wenn nun in einem Menschen Zweifel sich erheben, wenn beängstigende Gedanken in ihm aufsteigen, ob die christliche Gesellschaft, der er bis jetzt angehörte, auch die von Christus gewollte, ob seine Kirche Christi Kirche oder Menschenwerk, ob seine Vorältern vielleicht nicht, wenn auch in unwillkürlichem, doch gefährlichem Irrthume gewandelt; soll er seine Zweifel mit dem Gedanken niederschlagen, weil mein Vater und Großvater diesem Religionsbekenntnisse zugethan gewesen, darf ich mich keinesfalls davon lossagen? Wer keine Unruhe in seinem Innern verspürt, wer des guten Glaubens lebt, er besitze die allein wahre Religion, der wird und kann freilich unbesorgt auf dem bisherigen Wege fortwandeln; allein nicht Jeder bleibt von Zweifeln unangefochten, nicht Jeder erkennt in seiner Kirche eine untrügliche, irthumlose Autorität. Ein solcher muß fragen, forschen, nachdenken, sich unterrichten und unterrichten lassen, und vor Allem beten, oft und aus tiefstem Herzen beten, daß Gottes Geist ihn erleuchte und zur Erkenntniß

der vollen Wahrheit leite. Findet er aus reiflicher Ueberlegung, nach gründlicher Nachforschung, nach reiflichem Gebet, er sei bisher im Besitze der vollen Wahrheit und im Genuße der Fülle aller Gnaden nicht gewesen und seine Kirche sei nicht die vom Herrn gestiftete, sondern von Menschen erfundene: so ist er verpflichtet, die bisherige Religionsgesellschaft zu verlassen und in diejenige Kirche einzutreten, welche nach seiner besten Ueberzeugung die von Christus gegründete und im Besitze derjenigen Wahrheiten, Heilmittel und Einrichtungen ist, die er an der seinigen vermißt. Und ob er dadurch seine Verwandtschaft ärgere und vor den Kopf stoße, ob er sein Amt verliere und dem Spott und Hohngelächter ausgesetzt, ob er aus dem Vaterlande vertrieben oder in den Kerker geworfen werde, — er hat unerschrocken seiner bessern Ueberzeugung und der Mahnung des Gewissens zu folgen. Denn hier gilt das Wort: „Wer nicht hasset seinen Vater und Mutter, und Weib, und Kinder, und Brüder, und Schwestern, ja auch sogar seine eigene Seele, der kann mein Jünger nicht sein“. — Die Gleichgiltigkeit und Gedankenlosigkeit in religiösen Dingen ist das allerschlimmste, ist geistige Erstorbenheit und sittliche Fäulniß. „Man soll Jedem bei seiner Religion lassen!“ behaupten friedliebende Schlafmützen. Allerdings soll man keinem seinen Glauben rauben oder durch äußere Zwangsmittel oder sinnliche Lockungen, oder durch eigennützige Versprechungen, oder durch Lügen und Verlästern Anderer eine bessere Ueberzeugung einimpfen wollen; allein durch Verkündigung der Wahrheit, durch getreue Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, durch liebevolle Beherrschung und musterhaftes Beispiel Andere für seine eigene Ueberzeugung und die Lehre seiner Kirche zu gewinnen, ist nicht bloß erlaubt, sondern sogar geboten. Wäre dem nicht so, so müßten wir noch Heiden sein oder wieder solche werden, und der hl. Bonifazius, Corbinian, Severin, Gallus, Landolin, Kilian und andere Heilige der Kirche hätten nicht nur etwas höchst Ueberflüssiges und Unnöthiges, sondern sogar etwas Unziemliches gethan, da sie unsern Alvordern die christliche Religion und damit Kultur und Gesittung brachten. Auch die Apostel hätten nicht bloß klüger, sondern auch gottgefälliger und vernünftiger gehandelt, wenn sie hübsch am galiläischen Meere geblieben und fleißig dem Fischfange obgelegen wären, statt unter wildfremde Menschen und in unbekannte Gegenden hinauszulaufen, den Leuten eine neue Religion ein-

zureden und sich zum Danke dafür todtschlagen zu lassen. Ja ich weiß nicht, wie Christus der Herr selbst dereinst vor besagten Schlafmützen sich wird zu vertheidigen wissen, daß er nicht Jedem hat ruhig seines Glaubens leben lassen, vielmehr seine Apostel und Jünger als wahre Störenfriede in die weite Welt hinausgeschickt hat. —

Der Katholik und die Kirche.

Ist einer in Freiburg oder Lahr geboren oder hat sich daselbst das Bürgerrecht erworben, so thut er sich Etwas darauf zu gut, und will ihm ein Fremdling zu nahe treten und seine Ehre verdächtigen, so stellt er sich auf die Hinterfüße und sagt mit stolzem Blicke: Ich bin ein Freiburger Bürgerkind oder ein Lahrer Bürger, und der Fremde verstummt verduzt, weil er eine so wichtige Person zu verletzen gewagt. Ein Pariser, denke ich, zeigt schon von Weitem in Gang und Haltung, daß er ein Pariser ist, der Russe und der Engländer reden mit Stolz und Freude von ihrem Vaterlande, nicht minder die Franzosen, ja die Elsaßerinnen in den deutschen Bädern thun dergleichen, als ob sie kein deutsches Wort verstanden, nur damit sie nicht etwa für Nichtfranzösinen gehalten werden. Item: Wenn Einer in die Schützengesellschaft eingeschrieben ist oder in die Lesegesellschaft, oder wenn Einer in einem Regimente gestanden, das sich von jeher tapfer gehalten oder unter einem berühmten Führer gefochten, so bildet er sich Etwas darauf ein und hält sich selber für etwas Rechtes, weil er zu einer ehrenwerthen Gesellschaft zählt; ich wenigstens nehme es einem Soldaten, der unter dem Radetzky in Italien gekämpft, gar nicht in Uebel, wenn er gerne von seinen Feldzügen und den tapfern Thaten seines Bataillons redet. Dergleichen: Wenn Einer aus einem alten Hause stammt und unter seinen Vorfahren einer langen Reihe ausgezeichnete Männer und edler Frauen sich rühmen darf, wie z. B. ein Lichtenstein oder Fürstenberg, so bildet er sich Etwas darauf ein und das Andenken an die großen Voretern ist ihm ein Sporn, durch edle Gesinnung und rühmliche Thaten sich ebenfalls auszuzeichnen und den Ahnen im Grabe keine Schande zu machen. Auch im gewöhnlichen Leben fehlt es nicht an Aeußerungen, wie: Man darf wissen, wo ich her bin, und: Man kann meiner Familie nichts Schlechtes nachsagen, u. dgl., Aeußerungen voll des Selbstgeföhls, daß man ein Glied eines achtbaren Geschlechtes, einer unbescholtenen Gemeinde sei. Dagegen läßt es nicht sein, wenn

ein Soldat
der Edel
werker v
Baterort
Nun st
schaft, u
Millione
keine So
Erde erst
ein Beso
nicht blo
mehr et
menschlic
so vielfac
gepende
gepflanzt
Kirche.
treue, ed
wie die
ihrer Kä
Schaar
die letzte
Oberhirt
Mathe i
bestigten
standen
Dhr der
tönte in
walther
und Bis
mit der
Irglan
berliche
Völker
welche
sätten
Fugen
Schaar
lichen
thatsäch
daß den
kärket!
Lagen
Frömmi
und ap
wacht?
unferer
voll Er
Bahn
schreiten
katholiff

ein Soldat geringschätzig von seinem Regimente, der Edelmann von seinem Geschlechte, der Handwerker von seiner Kunst, der Bürger von seinem Vaterort, das Kind von seiner Familie spricht. — Nun seh' aber, wo besteht eine größere Gesellschaft, als die katholische Kirche, die ungefähr 200 Millionen Mitglieder zählt, keine Gränzmarken und keine Scheidewand kennt und sich über die ganze Erde erstreckt? Und wo steht ein Haus oder lebt ein Geschlecht, das so lange Jahrhunderte herab nicht bloß gebüht, sondern sich fort und fort vermehrt und gekräftiget hat? Und wo hat je eine menschliche Gesellschaft so reichliche Früchte getragen, so vielfachen Nutzen gestiftet, so tausendfältigen Segen gespendet, so weithin Wissenschaft und Gerechtigkeit gepflanzt und gepflegt, wie eben die katholische Kirche. Und wer vermag auf so fromme, tugendtreue, edle und muthige Vorfahren zurückzuschauen, wie die Katholiken? Gedenke der Apostel und ihrer Kämpfe und Siege, gedenke der glorreichen Schaar der Martyrer, von Stephanus an bis auf die letzten Blutzügel in China; gedenke der großen Oberhirten, die mit starker Hand und unbengsamem Muth in Zeiten der wüthendsten Stürme und des heftigsten Brandens und Lobens am Ruder gestanden und unverzagt die Kirche geleitet, an deren Ohr der Nothschrei der Völker nie vergebens erklang in Tagen arger Bedrückung und roher Gewaltherrschaft; gedenke der großen Kirchenlehrer und Bischöfe, welche durch die Jahrhunderte herab mit der Fackel der Wahrheit die Finsternisse des Irrglaubens und Aberglaubens erleuchteten, der herrlichen Missionäre, die Christo ganze Länder und Völker eroberten, jener großartigen Ordensstifter, welche der Wissenschaft und Frömmigkeit Zufluchtsstätten errichteten in Zeiten, da die Welt aus den Fugen zu gehen drohte; gedenke jener glänzenden Schaar makelloser Jungfrauen, die einem weltlichen und fleischlichen Geschlechte gegenüber den thatsächlichen Beweis lieferten und noch liefern, daß der Mensch Alles vermag in Dem, der ihn stärket! Und erfreuen wir uns nicht in unsern Tagen eines Oberhirten voll Milde und Kraft, voll Frömmigkeit und Tugend, der mit väterlichem Auge und apostolischem Eifer über seine große Heerde wacht? Und stehen nicht Bischöfe als Führer an unserer Spitze, die voll Weisheit und Gottvertrauen, voll Entschiedenheit und Zuversicht uns auf der Bahn des christlichen Lebens unerschrocken vorschreiten? — Siehe, du bist nun ein Kind dieser katholischen Kirche, ein Mitglied dieser großen Ge-

sellschaft, ein Mitstreiter dieser zahlreichen Armee, ein Nachkomme und Erbe so frommer und heldenmüthiger Vorfahren; du bist von Mutterleib an der Wahrheiten und Segnungen dieser Kirche theilhaftig geworden, mit Mutterpflege hat sie dich gepflegt, mit Muttertreue dich behütet, mit Muttereifer dich beschirmt, mit Mutterliebe dich an sich gezogen und geliebt: — wie hast du dich bisher gegen diese Kirche benommen und wie willst du es in Zukunft halten? Man sollte meinen, ein jeder Katholik müsse von Haus aus ein wenig stolz darauf sein und sich Etwas damit wissen, einer so großen Gesellschaft anzugehören und in ein so altadeliges Geschlecht aufgenommen zu sein! Man sollte meinen, jeder Katholik müsse Achtung und Ehrfurcht hegen für die Führer, welche Zeit und Kräfte, Gut und Blut für die Kirche geopfert! Man sollte meinen, jeder Katholik müsse Schmähungen und Lästerungen gegen die Kirche und Verdächtigungen und Verläumdungen gegen ihre Hirten mit Entrüstung zurückweisen! In Wirklichkeit jedoch findet man es leider häufig ganz anders. Manche, die unter Andersgläubigen leben, geben sich ordentlich Mühe, ihren Glauben zu verbergen, und legen so wenig ein katholisches Zeichen an den Tag, als die Eisäßerinnen in deutschen Bädern deutsch reden. Manche, besonders Halbgelehrte, scheinen zu besorgen, ihr guter Ruf möchte darunter leiden, wenn es bekannt würde, welcher religiösen Familie sie angehören. Manche gleichen den adelichen Herren, welche in den Tagen der Revolution das „von“ vor ihrem Namen ausgestrichen, damit kein Zweifel über ihre Freisinnigkeit obwalte; sie nennen sich Christen, verwahren sich aber höflich gegen „katholisch“ oder gar „römisch-katholisch“, damit ihre Aufklärung und Bildung nicht beanstandet werde. Du selbst bist vielleicht schon in Gesellschaften geseßen, wo die Kirche durch die Hechel gezogen, ihre Glaubenslehren bespöttelt und ihre Einrichtungen beschimpft wurden, und du hast schüchtern deinen Mund nicht aufgethan, deinen Glauben zu verteidigen, deine Mutter in Schutz zu nehmen, die Verläumbete zu rechtfertigen. Sieh, du gleichst einem Soldaten, der sein Regiment, einem Kinde, das seine Eltern, einem Edelmann, der sein Geschlecht ohne Widerrede beschimpfen läßt. — Ja, du hast wohl gar nicht bloß geschwiegen, sondern selber auch spöttische Bemerkungen vorgebracht und deinen funkelnden Stolz an den Tag gelegt. Und wenn über den Papst und die Bischöfe etwas Schmähsliches gesprochen, so thut es dir fast wohl in der

Seele, während ein rechter Soldat hitzig aufbrennt, wenn Jemand der Ehre und dem guten Namen seines Obersten oder Generals zu nahe tritt. Wenn Solche, die nicht zu der katholischen Kirche gehören, dieselbe aus Unverstand oder Bosheit schmähen und über ihre Einrichtungen und Gebräuche spotten, so ist das sehr begreiflich und menschlich; wenn aber dergleichen von denen geschieht, welche Katholiken zu sein vorgeben, so ist dies erbärmlich und niederträchtig. Wenn du meinst, es gereiche dir zur Schande, katholisch zu sein, und die Kirche, welcher ein Augustinus und Thomas von Aquin mit Leib und Seele anhiengen, sei für dich zu einsältig, so sei kein feigherziger Tropf und verlange deinen Abschied, er wird dir nicht verweigert werden. Ein rechter Katholik macht sich eine Ehre daraus, der katholischen Kirche anzugehören, und tritt für sie in die Schranken, wenn sie angegriffen wird. Und was soll man von jenen sogenannten Katholiken halten, welche für ihr gutes Geld Zeitungen und Bücher kaufen und verbreiten, in welchen die katholische Kirche, ihre Lehre, Vorsteher und Gebräuche mit giftigem Spott übergossen, mit unverschämten Schmähungen überschüttet, mit frecher Lügenhaftigkeit und boshaftem Geifer besudelt werden! Ich denke, die Glieder anderer Kirchen zeigen sich hierin verständiger und wir könnten Etwas von ihnen lernen.

Entschiedenheit verschafft Achtung.

Lauwarmes Wasser ist ein abgeschmacktes Getränk und ein unentschiedener Katholik ist ein abgeschmackter Mensch, vor dem kein Verständiger Respect hat. Dagegen erzwingt sich Entschiedenheit und ein freimüthiges Bekenntniß seines Glaubens Achtung selbst bei den Gegnern desselben. So haben in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Heiden sich nicht bloß gewundert über das fröhliche, heldenmüthige Bekenntniß des Glaubens von Seite der angeklagten Christen, sondern wurden auch oft dadurch bewogen, selber einen Glauben anzunehmen, für den sich so freudig leiden und sterben lasse. Der Glaube aber, für den Märtyrer geblutet, ist kein anderer, als der katholische Glaube. Ein Verbergen seines Glaubens, ein Verheimlichen seiner bessern Ueberszeugung jedoch wurde für etwas Unziemliches gehalten. — Zur Zeit des heiligen Augustinus lebte in Rom ein Mann, mit Namen Viktorin, welcher durch seine Rednergabe so berühmt war, daß ihm die Stadt Rom auf dem Marktplatze eine Bildsäule errichten ließ. Studierte Leute lesen Vielerlei,

und so fiel unter Andern dem Viktorin auch die hl. Schrift in die Hände. Die evangelische Wahrheit machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn und er vermochte dem göttlichen Buche den Glauben nicht zu versagen. Dies bekannte er auch dem heiligen Simplician mit den Worten: Du sollst wissen, daß ich bereits ein Christ bin, doch nicht öffentlich, sondern inöheim; darum behalte die Nachricht für dich! Der vortreffliche Redner nämlich verabscheute zwar den Götzendienst, aber er fürchtete die stolzen Heiden, die ihm schon so viel Lob und Ruhm gespendet, und deshalb scheute er sich, öffentlich den Gekreuzigten zu bekennen. Denn von den Tagen des Apostels Paulus an bis auf die gegenwärtige Stunde galt und gült der Glaube an Christus den Gekreuzigten für eine Thorheit. Simplician erwiderte dem Heimlichen: Ich werde niemals glauben, daß du unter die Christen gehörst, so lange ich dich in der Kirche Christi nicht sehe. Ueber diese Bemerkung lachte Viktorin, indem er sagte: Machen denn die Mauern und die Wände den Menschen zu einem Christen? Als er jedoch späterhin im Evangelium las: „Wer meiner sich schämen wird und meiner Reden, dessen wird auch der Sohn des Menschen sich schämen“, da erkannte er, wie schmachvoll es sei, sich des heidnischen Gottesdienstes und der abgöttischen Gebräuche nicht zu schämen, wohl aber des göttlichen Wortes. Darum ging er zu Simplician und erklärte: Laß uns in die Kirche gehen, ich will ein Christ werden. In der Kirche legte er dann vor einer großen Menge Volkes das katholische Glaubensbekenntniß ab und schämte sich fortan seines Glaubens nicht mehr, und fürchtete ebenso wenig die Heiden. — Selbst heidnische Richter und Herrscher wurden zuweilen durch die unbesiegbare Standhaftigkeit der Angeklagten zu milderer Gesinnung und Schonung bewogen. So wüthete einmal in Japan, das ganz zuhinterst in Asien liegt, eine grausame Christenverfolgung, wie kaum eine in alter Zeit vorgekommen. Es lebte aber auf selbiger Insel im Reiche Bungo ein vornehmer Christ, der nach dem Schüler des Apostel Paulus Titus geheißen wurde. Diesen Mann suchte der heidnische König des Reiches durch Drohungen und Verheißungen seinem Glauben untreu zu machen und zur Verläugnung desselben zu bewegen; aber den Christen schreckten nicht Drohungen und lockten nicht Verheißungen. Da kommt eines schönen Morgens der Amtsbote und bringt den Befehl, der Mann hätte augenblicklich seinen neunjährigen Sohn Matthäus an das Hoflager

des Königs
sein Kind
angekommen
überhaupt
sum v
hast we
Amtsbote
Söhnlein
nun ein
des Kna
alsbald
Martino
Natürlich
sich und
zeige ih
gemessen
chied m

behalten
trägern
haftigke
selbst k
freudig
du auch
aber se

des Königs zu senden. Der Vater schickt sogleich sein Kind zum Könige. Kaum ist der Knabe dort angekommen, so wird auch er mit Schmeicheleien überhäuft, mit Drohungen bestürmt, damit er Christum verlägne; aber das Kind zeigt sich so standhaft wie der Vater. Nach zwei Tagen kommt der Amtsbote wieder zum Vater mit der Meldung, sein Söhnlein sei erwürgt worden, und der König hege nun ein absonderliches Verlangen, die Schwester des Knaben von Angesicht zu schauen; sie sei daher alsbald vor ihn zu bringen. Diese Schwester hieß Martina und war ein vierzehnjähriges Mägdelein. Natürlich erschrak der Vater, aber sogleich faßte er sich und sagte zur Tochter: Eile zum Könige und zeige ihm, daß die Tugend nicht nach den Jahren gemessen wird, und daß der Glaube keinen Unterschied macht zwischen Alter und Geschlecht. Bald

nachher erschien der Amtsbote zum drittenmal und berichtete, Martina sei ihrem kleinen Bruder bereits nachgefolgt, und der König erwarte nun Simon, den ältern Bruder. Dieser machte sich auf den Weg, ohne die mindeste Furcht an den Tag zu legen. Wenige Tage später zeigte sich der Bote zum viertenmal bei dem standhaften Vater mit der Botschaft, auch Simon habe seine Halsstarrigkeit mit dem Tode gebüßt und ihm sammt seiner Gemahlin stünde dasselbe Loos bevor, wenn sie sich nicht dem Willen des Königs fügten und das Kreuz lästerten. Er wurde förmlich zum Könige berufen, und als auch an ihm alle Künste der Ueberredung und alle Zurüstungen zur Todesqual, die man vor seinen Augen machte, ihre Wirkung verfehlten, öffnete endlich der König eine Seitenthüre, führte ihm die beiden Söhne und die Tochter wohl,



behalten wieder zu, und bezeugte vor allen Würdenträgern und Trabanten, daß eine so hohe Standhaftigkeit ihm Ehrfurcht abgewonnen habe. — Du selbst hast vor solchem Muthe und solcher Todesfreudigkeit Respekt und gäbest was darum, wenn du auch so standhaft sein könntest. Du könntest es aber sein, wenn du Gott recht inbrünstig um seinen

Beistand ansehn und deinen ganzen Willen daran setzen wolltest. Bei dir handelt es sich ja gar nicht um ein großes Opfer, handelt sich nicht um Dahingabe von Geld und Gut, von Leib und Leben, sondern nur um ein wenig Spott, den du geduldig ertragen, um ein wenig Schmeichelei und Menschenlob, die du nicht achten solltest. Es ist in

unsern Tagen nicht genug, daß man ein ordentlicher Mensch sei und die Lehren der Kirche nicht bestreite und ihre Gebräuche nicht verlache und vernachlässige, vielmehr muß man offen für sie einstehen, sie in Schutz nehmen und seine Liebe zu derselben durch Worte und Handlungen an den Tag legen. Denn die Gegner des Christenthums und der katholischen Kirche halten, was sehr zu loben ist, mit ihren Ansichten auch nicht hinter dem Berge, verkünden laut mündlich und schriftlich ihren Unglauben, Irthümer und Vorurtheile, halten zusammen und suchen Anhänger zu gewinnen. Ich kann dieß an ihnen von ihrem Standpunkte aus nicht tadeln, aber ich tadelte die Vielen, die sich katholisch nennen, und so ruhig schlafen und träumen und gähnen und die Hände in den Schooß legen. Es ist in dieser Beziehung mit den genannten Katholiken wie mit den Conservativen in den Jahren 48 und 49. Weil sie fast kein Lebenszeichen von sich gaben und sich damit trösteten, sie seien ruhige Bürger und begehrten keinen Umsturz, so hatten die Wähler und Umstürzler gewonnenes Feld. Nach meiner Ansicht haben wir es einem besondern Schutze Gottes zu danken, daß in einigen Deutschlandern die katholische Kirche überhaupt noch besteht; die meisten ihrer Glieder haben wenigstens zu ihrem Schutze blutwenig beigetragen. Freilich darf ein Katholik in religiösen Dingen nicht auf eigene Faust hin handeln und nach seinem Gutdünken drein fahren, sonst würde Leidenschaft, Gehässigkeit und Fanatismus zu Tage kommen, sondern er hat sich an seine von Gott geordneten Vorgesetzten zu halten und auf ihre Anweisungen zu hören; diese Vorgesetzten sind die Bischöfe.

Der Katholik und sein Bischof.

Die katholische Kirche wird nicht von Unten auf regiert, so daß allenfalls die einzelne Gemeinde ihren Pfarrer machte, und die Pfarrer den Bischof und die Bischöfe den Papst und der Papst unsern Herrgott, sondern Christus der Herr hat von Oben her angeordnet, wie die Verfassung der Kirche sich gestalten soll. Er hat aber gewollt, daß die Kirchengewalt den Aposteln zustehet in Einheit mit ihrem Mittelpunkte und Oberhaupte. „Petrus und die Eulse“, heißt es in der heiligen Schrift, der Papst und die Bischöfe besitzen die Fülle der geistlichen Gewalt, aber nicht Jeder für sich und unabhängig, sondern in Einheit mit dem Papste. Die Apostel wurden in die ganze Welt hinausgesendet und ihr Kirchengewalt ging so weit, als Menschen wohnten.

Diese allgemeine Sendung blieb jedoch nicht lange, schon der Apostel Jakobus wurde zum Bischof in Jerusalem bestimmt, Johannes lebte meist in Ephesus; sie konnten jedoch in andere Länder und zu andern Völkern ziehen und hatten auch dort Vollmacht zu lehren, die Sacramente zu spenden und kirchliche Anordnungen zu treffen, kurz: das bischöfliche Amt zu verwalten. Das ist jetzt, wie gesagt, anders; die Bischöfe dürfen ihre volle Amtsgewalt nur ausüben in ihren Kirchengewalt, und nur wenn sie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung beieinander sind, geben sie unter dem Vorstehe des Papstes Verordnungen für die gesammte streitende Kirche. In seinem eigenen Bisthum besitzt der Bischof die Macht und die Rechte, wie ein Apostel. Ich bin, ich kann nicht sagen, groß, denn damit hat's nie recht bei mir voran wollen, aber ich bin ziemlich alt geworden, ehe ich einen lebendigen Bischof sah. Dagegen habe ich manches Bildniß heiliger Bischöfe fleißig betrachtet, meine Mutter und meine alten Lehrer habe ich nur mit Bewunderung und Liebe von Bischöfen sprechen hören, und sie haben oft davon gesprochen; auch in den Legenden las ich nur Lobenswürdiges und Wunderbares von ihnen. — Da habe ich mir denn aus dem Gehörten, dem Geschaute und Gelesenen in meinem kindischen Kopfe ein Bild von einem Bischof zusammengesetzt, das sich gar stattlich ausnahm. Ich dachte mir gewöhnlich jeden Bischof von hoher Gestalt, ehrwürdigem Angesicht und beständig mit Ring, Kreuz, Inful und Krummstab geschmückt, vor Allem aber als vollendeten Heiligen. Nachdem ich später schon eine gute Weile studiert und einen guten Theil vom Glauben der Mutter und des alten Lehrers wegstudiert hatte, ertheilte mir der erste Erzbischof von Freiburg, Bernard, das Sacrament der Firmung, und hat es einen sehr großen und guten Eindruck auf mich gemacht, daß dieser Erzbischof accurat ansah, wie die Bischöfe auf den Heiligenbildern. Seither habe ich nun freilich aus der Geschichte gelernt, daß nicht jeder Bischof einen Heiligenschein trägt, daß nicht jeder eine majestätische Figur vorstellt; aber ich habe auch gelernt, daß der Bischof nicht bloß ein Herr ist, der in einem schönen Hause wohnt und eine große Besoldung einnimmt, der an den Festtagen ein feierliches Amt hält und im Sommer firmend im Lande herumreist. Erhaben ist seine Würde, heilig sein Amt, segensreich sein Wirken, ungeheuer groß die Verantwortung, die auf ihm lastet. Er ist der oberste Lehrer in seinem Sprengel

und hat d
er christli
an den
verfälscht
er sich
auslegung
kraft und
er verwalt
Neugeborn
aufgenom
Gottes the
nd Aufri
gungrigen
die Rabung
Lobten de
Kirche nich
darauf zu
handhabt,
ungen be
gehörig g
den Aberg
Wort und
Der Bisch
punkt der
Lobens; e
der Vorkä
christlicher
der Mehre
Beschütze
wünsame
für die
was Christ
tarius, de
Johannes
Lose zum
gehörten,
tritt. Ueb
wästen Ze
wurde ihne
Ere, und
angehan,
einander g
seinem Am
des Aposte
Bischof au
bestenwige
Wandel ein
gleich ist,
willig. —
haben Raff
sah der
1854

und hat dafür zu sorgen, daß Jung und Alt in der christlichen Religion unterrichtet und daß die von den Vätern überlieferte Lehre rein und unverfälscht erhalten werde; er ist der oberste Priester der sich Gehilfen wählt und dieselben durch Handauflegung im Sakramente der Priesterweihe mit Kraft und Vollmacht ausrüstet, die Heilsgeheimnisse zu verwalten; der darüber zu wachen hat, daß die Neugebornen alsbald in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen und der Segnungen des dreieinigen Gottes theilhaftig werden, daß dem Sünder Trost und Aufrichtung im Sakramente der Buße, dem Hungrigen das Brod des Lebens, dem Sterbenden die Labung auf die Reise in die Ewigkeit, dem Todten der Segen, das Opfer und Gebet der Kirche nicht fehle; er ist der oberste Hirte, der darauf zu achten hat, daß die Kirchenzucht gehandhabt, daß die kirchlichen Gebote und Verordnungen beobachtet, daß der öffentliche Gottesdienst gehörig gehalten, daß dem Unglauben gesteuert, dem Aberglauben gewehrt, daß die Leute durch Wort und Wandel der Seelsorger erbaut werden. Der Bischof ist für seinen Kirchsprengel der Mittelpunkt der Einheit, Haupt und Herz des religiösen Lebens; er ist der Vertheidiger der reinen Lehre, der Vorkämpfer gegen allen Irrthum, der Meister christlicher Zucht, der Oberpriester im Hause Gottes, der Mehrrer des Reiches Christi, der Pfleger und Beschützer der Armen und Hilfsbedürftigen, der gemeinsame Vater Aller — er ist oder soll wenigstens sein für die ihm unterworfenen Gläubigen dasselbe, was Christus für seine Kirche ist. Der heilige Ignatius, der noch bei dem Apostel und Evangelisten Johannes in die Schule gegangen, schrieb auf seiner Reise zum Martyrertode, Alle sollen dem Bischöfe gehorchen, wie Christo selbst, dessen Stelle er vertritt. Ueberhaupt standen die Bischöfe von den ältesten Zeiten an in sehr großem Ansehen und wurde ihnen von den Freunden der Religion große Ehre, und von den Feinden derselben große Schmach angethan, was in der Regel Hand in Hand miteinander geht. Darum verdient ein Bischof, der seinem Amte würdig vorsteht, nach der Mahnung des Apostels doppelte Ehre. Wenn also ein Bischof auch klein von Person ist, so ist er nichtsdestoweniger hoher Achtung werth, und wenn der Wandel eines Bischofs auch nicht dem der Heiligen gleich ist, so ist doch seine Sendung und sein Amt heilig. — Als einst der Apostel Paulus vor dem hohen Rathe stand und sich zu vertheidigen anfing, rief der Hohepriester Ananias den Gerichtsdienern,

1854.

ihm auf den Mund zu schlagen. Den unschuldigen Apostel empörte dieser ungerechte Befehl und er versetzte: „Dich wird Gott schlagen, du übertünchte Wand! Du sitzt hier, um mich nach dem Gesetze zu richten, und handelst selbst gegen das Gesetz, indem du mich schlagen läßt“. — Die neben ihm Stehenden verwiesen ihm diese Sprache und riefen: „Wie, du schmäht den Hohenpriester des Herrn?“ — Paulus entschuldigte sich eiligst und sprach: „Ich wußte nicht, Brüder! daß dieser der Hohenpriester sei; denn es steht ja geschrieben: „Den Priester des Herrn sollst du nicht schmähen!““ Wenn nun der große Apostel diesem heuchlerischen Hohenpriester gegenüber solche Rücksicht nahm und sich wegen der begründeten Zurechtweisung, die er ihm gegeben, entschuldigte, wie wird deine Besinnung und dein Betragen gegen deinen Bischof beschaffen sein sollen?

Antwort.

Es steht geschrieben: „Den Priester des Herrn sollst du nicht schmähen“. Am allerwenigsten sollst du Amtshandlungen des Bischofs bekriteln und schmähen, schon aus dem einfachen Grunde, weil du schwerlich dieselben zu beurtheilen verstehst. Ein Bischof hat nämlich nicht bloß ein großes Einkommen, viele Rechte und Gewalt; er hat auch hohe Pflichten, Würde bringt Würde, eine schwere Last ruht auf seinen Schultern, eine furchtbare Verantwortung wartet seiner in der Ewigkeit. Wenn ein Mensch für sich allein lebt und denkt an den Tag, wo er über seine Gedanken, Worte und Werke zu Rede gestellt wird, so überfällt ihn Angst und Bangigkeit, falls er nicht ein absonderlich leichtsinniger Mensch ist; hat Einem Gott ein halbes oder ganzes Duzend Kinder anvertraut, so ist die Angst und Bangigkeit größer, wenn ihm die Stunde der allgemeinen Abrechnung einfällt; aber wie muß es erst einem Bischöfe zu Muth sein, bei solchen Gedanken, da ihm Tausende und Hunderttausende von Menschenseelen anvertraut sind? Es ist schon Mancher zum Bischof gewählt worden und hat das Amt nicht annehmen wollen, weil er sich vor der furchtbaren Rechenschaft fürchtete, und hat es nur angenommen, weil er dachte, er handle sonst dem Willen Gottes entgegen. Darum sei vorsichtig und bescheiden in deinem Urtheile, denn du siehst nicht in das Gewissen eines Menschen hinein und hast kaum einen Begriff von der Aufgabe, die einem Bischöfe obliegt. Aber auch wenn dein Bischof in seinem Lebenswandel manche Blöße zeigen

sollte und den Leuten in seiner Nähe mehr zum
 Vergerniß als zur Erbauung gereichte, sollst du
 dennoch in deinem Urtheile mild und schonend sein
 und namentlich vor Kindern nichts Nachtheiliges
 über ihn reden. Das gebietet schon die allgemeine
 Christenpflicht, weil wir ja überhaupt die Fehler
 des Nebenmenschen nicht austrumpfen, sondern
 dieselben nach Möglichkeit entschuldigen sollen.
 Du hast es auch nicht gerne und findest ein Unrecht
 darin, wenn in allen Kuchelstuben und Waschkäu-
 fern dein Thun und Lassen durchgehechelt wird.
 Dazu mußt du bedenken, daß ein Bischof auf einen
 hohen Leuchter gestellt ist, daß darum seine Schwach-
 heiten leichter in die Augen fallen und größer er-
 scheinen als bei andern Leuten. Vor Kindern aber
 sollst du es machen, wie meine selige Mutter und
 mein alter Lehrer, nämlich nur Böbliches und
 Rühmliches von deinem Oberhirten erzählen, weil
 mit der Achtung vor dem Bischof auch die Achtung
 vor der Religion verloren geht, und es doch gewiß
 nicht dein Wille ist, daß deine und fremde Kinder
 nach der Religion nichts fragen. Schon Leute,
 welche selber keine Spur von Religion im Leibe
 haben, finden an frommen und andächtigen Kindern
 doch größeres Wohlgefallen, als an gottlosen. —
 Der erste christliche Kaiser hat Konstantin geheißt
 und zu der Zeit gelebt, da die erste allgemeine
 Kirchenversammlung in der Stadt Nicäa ist ge-
 halten worden, im Jahre 325. Der Kaiser wohnte
 dieser Versammlung auch bei. Da wurde ihm ein
 Pack Klagschriften gegen Geistliche übergeben.
 Statt sie aber aufzumachen und zu lesen, band er
 sie zusammen, versiegelte sie mit seinem Ringe und
 warf sie ins Feuer. Darüber verwunderten sich
 natürlich die Leute, welche um ihn waren; der
 Kaiser aber sagte: „Sünden, von Geistlichen be-
 gangen, sollen nicht kund gemacht werden, weil sie
 beim Volke besondern Anstoß erregen“. Derselbe
 Kaiser sagte einmal, wenn er einen Geistlichen auf
 einer bösen That ertappen würde, so würde er ihn
 mit seinem kaiserlichen Mantel bedecken und vor
 den Augen der Welt verbergen. Von dir begehre
 ich nicht einmal so viel, als wozu dieser Konstantin
 sich erboten, solltest du denn das Wenige nicht
 halten können? Wenn ein Bischof seinen Sprengel
 durchreist, die Firmung ertheilt und die Kirchen
 vistirte, so ist schon eine gute Zeit vor seiner An-
 kunft viel Regens und Treibens in der Gemeinde.
 Aus dem Walde werden Reis, Laub, Moos und
 die schönsten jungen Bäume herbeigeschleppt, die
 Gärten werden unbarmherzig geplündert und ganze

Körbe voll Blumen gepflückt, um Ehrenpforten zu
 erbauen mit schönen Inschriften und Kirche und
 Pfarrhaus zu schmücken. Der lahmste und lang-
 samste Mesner kriegt Leben und Bewegung und in
 der Sakristei und auf dem Altare sieht's so sauber
 und ordentlich aus, wie sonst nicht einmal am
 Ostertag. Kommt dann der erwartete Tag, so
 schaut das Dorf drein wie an einem hohen Feste;
 Alles trägt den Sonntagsstaat am Leibe, vor allen
 Häusern ist's sauber gekehrt, die Ochsen und Kühe
 haben Vacanz und brauchen weder Wagen noch
 Pflug zu ziehen; die kleinen Kinder zeigen hoffärtig
 das neue Röcklein und den breiten Spitzenträger,
 die Schuljugend steht in Reihe und Glied wie
 Soldaten und ist sämtlich gründlich gewaschen
 und gekämmt; die Bauern, welche Rosse haben,
 reiten bis an die Banngränze entgegen und ihre
 Weiber schauen ihnen vergnügt nach, fast verwun-
 dert über das stattliche Aussehen ihrer Ehehälften;
 am Pfarracker droben stehen die Böller, die man
 im Städtchen entlehnt hat, und der Ortsdiener
 hat ein langes Nagelisen im Feuer zum Lös-
 brennen. Jezt fährt vom Pfarracker Rauch auf,
 jezt kracht es durch das Thal hin, daß alle Kinder
 erschrocken zusammenfahren; jezt fangen die Glocken
 zu läuten an und die ganze Gemeinde zieht, Kreuz
 und Fahne voran, in Prozession zum Dorfe hin-
 aus dem Bischöfe entgegen. Richtig da kömmt er
 hergefahren und die Rossbauern galoppiren hüben
 und drüben am Wagen. Beim Dorfe steigt der
 Herr aus und sind noch mehrere Geistliche bei ihm,
 die kein Mensch anschaut; der Pfarrer thut eine
 Rede, vielleicht gar lateinisch, dann kömmt die für-
 nehmste Schülerin, überreicht einen schönen Blumen-
 strauß und deklamirt Verse, die der Pfarrer in
 14 Tagen mit unsäglicher Mühe fabrizirt und die
 Schülerin in 8 Tagen mit ängstlicher Freude aus-
 wendig gelernt hat. Hierauf geht es der Kirche
 zu und die Leute knien rechts und links am Wege,
 um den bischöflichen Segen zu empfangen, und
 die Mütter heben die kleinen Kinder vor sich
 in die Höhe, damit sie näher zum Segen kommen.
 Ist dann der Bischof in das Pfarrhaus eingezogen,
 so macht Alles, was nur von weitem zur Herren-
 zunft gehört, seine Aufwartung, und ist eine große
 Gasterei angeordnet und die Köchin brummt und
 schnurrt und poltert schon seit 3 Tagen im Hause
 herum, daß es ein Graus ist. Sind Spielleute
 im Orte, so mußziren sie vor dem Pfarrorte, giebt's
 einen Gesangverein, so läßt er das Beste hören,
 das er aufstreifen kann. Nachdem der Bischof ge-

than, wa
 einmal z
 zu werden
 zur Grenz
 redet ma
 wird er
 bleibt der
 Schülerin
 ihren Ent
 einem B
 freundlich

Bo 15
 ein Mann
 ein großer
 timas geh
 langen Le
 zu erzähl
 schneiden
 Wert ver
 wir uns
 Zeit, in n
 gewisser
 behauptet
 selbe von
 klagt, v
 römischen
 Maximus
 verlautete
 richten la
 Christenn
 durch die
 werden s
 vielfacher
 es nicht,
 dagegen,
 von solch
 damals
 türkische;
 bellion an
 griff, ein
 Vorgäng
 unserm
 nach den
 klagten
 Kaiser u
 einander
 nicht zum
 hegte,
 Vorgäng

han, was seines Amtes ist, strömen die Leute noch einmal zusammen, um seines Segens theilhaftig zu werden, und die Kofsbauern begleiten ihn bis zur Grenze einer andern Pfarrei. Eine Zeitlang redet man noch von dem schönen Tag, hernach wird er vergessen, aber nicht von Allen, namentlich bleibt der Eindruck bei Kindern sehr lange und die Schülerin, die das Gedicht deklamirt hat, wird noch ihren Enkeln erzählen, wie sie einmal so nahe bei einem Bischöfe gestanden und wie dieser sie so freundlich angeredet und angelächelt habe.

Martinus und Maximus.

Vor 1500 Jahren hat über dem Rhein brüben ein Mann gelebt, der ist ein großer Bischof und ein großer Heiliger zugleich gewesen und hat Martinus geheissen. Er war von Tours. Aus seinem langen Leben wäre viel Schönes und Erbauliches zu erzählen, denn er hat außer dem Mantelzer schneiden noch gar manche löbliche That und gutes Werk verrichtet, aber für den Augenblick müssen wir uns auf Weniges beschränken. Zu derselben Zeit, in welcher Martin lebte, lebte in Spanien ein gewisser Priscillian, der eine ärgerliche Irrlehre behauptete und verbreitete. Deshalb wurde derselbe von rechtgläubigen spanischen Bischöfen verklagt, verurtheilt und der weltlichen Gewalt des römischen Kaisers ausgeliefert. Dieser Kaiser hieß Maximus, hielt sich damals in Trier auf, und es verlautete, er werde die spanischen Irrlehrer hinrichten lassen. Es war dieß das erstemal, daß ein Christenmensch wegen irriger Glaubensansichten durch die weltliche Macht mit dem Tode bestraft werden sollte. Darum fand dieses Verfahren auch vielfachen Widerspruch. Der damalige Paps wollte es nicht, der große Kirchenlehrer Ambrosius schrieb dagegen, vor Allen aber mochte Martin von Tours von solcher Strafe nichts wissen. Es gab aber damals auch sonst viele Gefangene, und zwar politische; denn der Kaiser Maximus war durch Rebellion auf den Thron gekommen und war im Begriff, ein strenges Gericht über die Anhänger seines Vorgängers ergehen zu lassen. Sobald nun dieß unserm Bischof bekannt wurde, machte er sich auf nach dem kaiserlichen Hoflager, um für die Angeklagten seine mächtige Fürsprache einzulegen. Der Kaiser und der Bischof standen nicht ganz gut mit einander; denn Martinus wollte den Herrscher als nicht zur Kirche gehörig ansehen, weil er Verdacht hegte, derselbe möge an der Ermordung seines Vorgängers Antheil haben. Daher nahm der Bischof

die Einladung zur kaiserlichen Tafel nicht an, bis Maximus seine Unschuld feierlich betheuert hatte. Später hat der Heilige, obwohl er sich Essen und Trinken fast ganz abgewöhnt hatte, eine solche Einladung angenommen, und ist mit einem geistlichen Begleiter an der Seite des Kaisers gesessen, während die Großen und Vornehmen des Reiches die übrigen Plätze am Tische besetzt hielten. Da sie nun so in Mitte der Mahlzeit waren, kam, wie es bei kaiserlichen Essen gebräuchlich, der Mundschenk und kredenzte dem Kaiser einen Pokal mit Wein. Dieser aber trank nicht, sondern befahl, daß zuerst der hl. Bischof und dann sein geistlicher Begleiter daraus trinken sollten. Offenbar wollte dadurch der Herrscher vor seinen Gästen seine Achtung und Ehrfurcht vor dem priestertlichen Stande sichtlich an den Tag legen. Seine Frau, die Kaiserin, war eine fromme Frau, und ließ nicht nach, bis der hl. Mann auch von ihrer Seite eine Einladung annahm. Da bediente sie ihn dann bei Tische, wie eine Magd, oder wie Martha den Heiland. — Was thut aber der Kaiser Maximus und sein Mittagessen im Kalender? Schau, die Kaiserin erzeugte dem Bischofe Martinus nicht bloß äußerliche Ehre, sondern huldigte ihm auch in ihrem Herzen, erbat sich seinen Rath und befolgte denselben. Der Kaiser dagegen, obgleich es ihn freuen mochte, den Mann bei sich zu haben, dessen Lob in allen Ländern ertönte, war ihm innerlich doch nicht recht zugethan. Obwohl er nämlich dem Heiligen versprochen, daß die Unglücklichen, für welche jener fürgesprochen, nicht sollten ums Leben gebracht werden, ließ er dieselben doch nach der Abreise des Bischofs hinrichten. Nun habe ich eben geschildert, wie man die Bischöfe auf Reisen zu empfangen pflegt und wie man ihnen Ehren anthut. Das ist auch ganz in der Ordnung und ich bin weit entfernt, diese Sitte abschaffen zu wollen; allein es ist eben doch eine bloß äußerliche Ehrenbezeugung und bei Vielen bloß Sache der Mode und des Anstandes. Was hilft aber der Firniß von Außen und die glatte Politur, wenn's innen faul und moderig ist? Was soll der Ehrenplatz am Tische, wenn Bitten und Befehle unbeachtet bleiben? Dem hl. Martinus wäre es gewiß lieber gewesen, der Kaiser hätte ihn nicht zum Essen eingeladen, dagegen die Gefangenen begnadigt, als umgekehrt. Du bist nur ein gemeiner Mann oder eine Tagelöhnerin und hast wahrscheinlich in deinem ganzen Leben keine Gelegenheit und Veranlassung, einem Bischof eine äußerliche Ehre zu erweisen, ja vielleicht siehst du



nie einen andern, als die hölzernen in eurer Kirche, und doch könntest du deinem Bischof einen großen Gefallen erzeigen und viele Freude machen, wenn du nur wolltest. Und du hättest nicht bloß für dich selber keinen Schaden und keine Auslage, sondern obendrein großen Nutzen und viele Vortheile. Du dürftest ihm nämlich nur schön folgen.

Von den Hirtenbriefen.

Eigentlich sollte der Bischof allen seinen Bisthumsangehörigen predigen; aber der müßte eine starke Stimme haben und auf einer hohen Kanzel stehen, den man im ganzen Lande hören und sehen könnte. Darum hat der Bischof Gehilfen aufgestellt, welche in seinem Auftrage und in seiner Vollmacht das Wort Gottes verkündigen. Diese Gehilfen sind die Erzpriester oder Dekane, die Pfarrer, Kapläne, Vicare und die schrecklich vielen alten Pfarrverweser, die, recht betrachtet, das schönste Leben führen in der Welt, in dem sie mit ihren Gemeinden gleichsam in immerwährendem Brautstande leben. Bisweilen hat aber der Bischof den Leuten Etwas zu sagen, was er ihnen ganz besonders ans Herz legen möchte. Dieß thut er denn in einem Hirtenbrief, gerade so, wie die Apostel auch an eine oder

mehrere Gemeinden Briefe geschrieben haben. Ein solcher Brief wird alljährlich vor dem Beginn der Fastenzeit verlesen und heißt der Fastenbrief oder das Fastenpatent, weil zum Schlusse desselben die gebotenen Fasttage bestimmt und die Dispensationen vom Fasten ertheilt werden, wozu nur der Bischof das Recht hat und derjenige, dem derselbe dieses Recht überträgt. Aber auch bei andern Veranlassungen, wenn z. B. eine neue Irrlehre aufsteht und der Konge herumkutschiert, wenn eine allgemeine Landplage herrscht, wenn ein Gebot Gottes fast allgemein und ungeschont übertreten, wenn ein einzelnes Laster recht schwunghaft und fabrikmäßig betrieben wird, ergehen solche Hirtenbriefe und läßt der Bischof seine Stimme an alle seine geistlichen Kinder belehrend, tröstend, rathend, mahnend und warnend erklingen. Bei dieser Gelegenheit kann man nun oft deutlich wahrnehmen, was für eine Ansicht die Leute von dem Amte und der Würde eines Bischofs haben. Was das Fasten betrifft, so hat sich eine sehr große Schichte der bürgerlichen Gesellschaft wenigstens in unserm Lande schon lange selbst dispensirt, woraus sie auch kein Hehl macht, und wenn deren auch nur Wenige sich finden, welche am Charfreitag einen blumenbekränzten Schinken

in Proze
verspeisen
deren sek
nichts fr
anzukla
Wo ein
gesetz in
so verme
zu leben
alte Kir
Jahrhun
solchen
Blute u
nicht nur
stimmte
herab w
ich hätte
Wer wi
gehalten
griechisch
Zustand
Trennung
wird es
während
Kirche d
über flo
vom Fas
keln ja
sich die
von der
vorher r
nicht in
gepredigt
verlesen
schlafend
thut sie
der Kan
Blatt u
Ehrfür
vernehm
lein und
Wenn
hören m
Werden
Was h
allenfall
Spektak
und Me
mich selb
ich selbst
Kanzel

in Prozeßion herumtragen und dann gemüthlich verspeisen, was schon vorgekommen ist, so sind doch deren sehr Viele, welche nach einem Fastengebote nichts fragen und sich der Uebertretungen desselben anzuklagen ganz und gar für überflüssig erachten. Wo ein Solcher einfach gesteht, daß er das Kirchen-gesetz in diesem Stücke nicht für verbindlich halte, so vermag ich ganz friedlich und freundlich mit ihm zu leben und zu verkehren; wo aber Einer auf die alte Kirche sich beruft und behauptet, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums habe man von solchen Geboten nichts gewußt, da juckt es mich im Blute und macht mich wild. Die Apostel haben nicht nur selber gefastet, sondern auch Andern bestimmte Speisen verboten und durch alle Zeiten herab war Fasten vorgeschrieben und geübt, oft, ich hätte bald gesagt, mit wahrer Wuth geübt. Wer wissen will, wie es früher hierin in der Kirche gehalten wurde, der gehe nach Rußland. In der griechischen Kirche nämlich hat sich der frühere Zustand der Kirche erhalten, weil sie durch die Trennung von Rom gleichsam fest gefror; darum wird es dort mit dem Fasten so streng gehalten, während die lateinische oder römisch-katholische Kirche den Umständen und Zeitverhältnissen gegenüber sich liberaler gezeigt hat. Aber abgesehen vom Fasten (auch die sogenannten Fastenbriefe handeln ja nicht ausschließlich davon), wie benehmen sich die Leute, wenn so ein Hirtenbrief erlassen und von der Kanzel verlesen wird? Viele, wenn sie's vorher wissen, gehen an solchen Sonntagen expreß nicht in die Kirche, weil, wie sie sagen, doch nicht gepredigt, sondern nur ein langweiliger Hirtenbrief verlesen wird; und wer kommt, sitzt ganz oder halb schlafend da und wer die Augen noch aufbringt, thut sie nur auf, um zu schauen, ob der Mann auf der Kanzel denn noch nicht bald zum letztenmal das Blatt umkehrt. Das ist also die Achtung und Ehrfurcht, mit der sie die Stimme ihres Oberhirten vernehmen! Ich frage, ob es sich in den Städten, in und Flecken unseres Landes nicht also verhalte? Wenn sie aber die Stimme ihres Bischofes nicht hören mögen, werden sie dann derselben folgen? Werden seinen Anordnungen sie sich unterwerfen? Was hilft es nun, wenn solche Leute bei einem allenkünftigen Besuch des Oberhirten weitaufgesehenen Spektakel aufführen, während sie um seine Bitten und Mahnungen sich nichts kümmern? Es freut mich sehr, daß es auch Ausnahmen giebt. So bin ich selbst eine Zeitslang in einer Gemeinde auf der Kanzel gestanden und so oft ein Hirtenbrief vor-

gelesen wurde, haben die Leute im Allgemeinen nicht bloß fleißig aufgepaßt, wie bei einer Schimpfpredigt, sondern ich habe immer ein Paß solcher Briefe müssen kommen lassen, weil Viele ihn noch einmal bedächtig und aufmerksam lesen, ja zum Frommen der Kinder und Kindeskinde im Hause behalten wollten. Es ist an den Leuten dort zu Lande auch genug zu tabeln, aber dieses und ähnliche Zeichen von kirchlichem Bewußtsein haben mir so wohl an ihnen gefallen, daß ich bis heute eine besondere Vorliebe für sie hege. Ebenso weiß ich einen Ort, wo im Frühlinge 1849 in vielen Familien nach dem Abendgebet „noch ein Vater unser für den Großherzog“, oft auch ein Rosenkranz für ihn gebetet wurde, und ich bin überzeugt, sie sind nicht die unzuverlässigsten Unterthanen und machen der Polizei nicht viele Mühe; in derselben Familie beten aber die Kinder, wenn sie ins Bett gehen, auch „noch ein Vater unser für den Papst und den Erzbischof“, während es Schulen giebt, in welchen kaum einige Kinder wissen, wie der jetzige Papst und wirkliche Erzbischof heißen. Was nun diese Kinder thun, das könntest du mit deinen Kindern, oder wenn du ledig bist, allein thun, nämlich für deinen Bischof beten; ich bin überzeugt, das wäre ihm lieber, als wenn du ihm einen schönen Maient stecktest. Du brauchst nicht zu fürchten, der Bischof sei ein zu großer und vornehmer Herr, als daß er nach deinem einfältigen Gebet etwas frage; der Apostel Paulus war ein großer Bischof und ganz besonderer himmlischer Gnaden gewürdigt, und doch hat er die Gläubigen um ihr Gebet ersucht. Das Amt eines Bischofes ist ein gar schwieriges und es gehört viel Muth und Einsicht und Kraft von Oben dazu, dasselbe recht zu verwalten. Auch ist dein Gebet für den Oberhirten nur ein schuldiger Gesandendienst; denn er betet auch für dich und deine Kinder.

Der Christ und sein Pfarrer.

Vorhin habe ich gesagt, eigentlich sollte der Bischof allen Gläubigen seines Sprengels predigen; jetzt will ich noch dazu setzen, daß er auch Alle Beicht hören, taufen, copuliren, versehen und beerdigen sollte. Da nun dieß nicht möglich ist, so wurde das Bisthum in gewisse Bezirke oder Pfarreien abgetheilt, und der Bischof schickt in jede Pfarrei einen oder mehrere Geistliche, welche dort das Erforderliche in seinem Auftrage verrichten. Du gehörst nun auch einem solchen Bezirke an und der Geistliche, den der Bischof über den Bezirk ge-

setzt hat, ist dein Pfarrer. Dieser Pfarrer hat dir gegenüber nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte, und du hast ihm gegenüber nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten. Von den Pflichten des Pfarrers will ich kein Wortlein vorbringen, dieweil ein Pfarrer ohnehin schöne Bücher besitzt, worin geschrieben steht, was er thun und lassen soll, auch dieweil es als Anmaßlichkeit ausgelegt werden möchte, wenn ein Pfarrverweser Pfarrer an ihre Pflichten erinnern wollte, obwohl es mir und andern Geistlichen sicherlich keinen Schaden brächte, wenn wir nicht bloß Predigten herlagten, sondern auch zuweilen anhörten. — Vor Allem schlage dir die Meinung aus dem Kopf, als sei der Pfarrer ein Gemeindediener oder ein Staatsdiener; davon weiß das Evangelium nichts; dagegen schreibt der Apostel: „Jedermann halte uns für Diener Christi“. Also als Diener Christi wird er zu dir gesandt, um dir zu helfen, dein Ziel zu erreichen oder in den Himmel zu kommen, was dasselbe bedeutet. Nun verhält es sich aber mit einem Geistlichen wie mit einem Kaufmann, Beide müssen Credit haben, wenn ihr Geschäft gedeihen soll. Darum ist es schwer sündhaft, wenn Jemand in einem Orte den neuen Pfarrer, der erst kommen soll, verdächtigt, vielleicht auch ein wenig verläumdert, um so sündhafter, wenn diese Verdächtigungen, wie wirklich oft der Fall eintritt, von Personen ausgehen, die ihrem Gesichte einen besondern Firniß von Frömmigkeit auflegen. Ist es überhaupt schon übel gethan, den guten Ruf eines Menschen zu untergraben, oder seine Fehler und Gebrechlichkeiten ohne Noth anzutrompeten oder schlangenmäßig in die Ohren zu zischeln, so ist es einem Priester gegenüber doppelt übel gethan, weil eben dadurch seine Wirksamkeit untergraben wird, abgesehen davon, daß Hörensagen gerne lügt, daß ein Mensch sich auch zuweilen bessert und daß ein Weibsbild sich leicht einbildet, seine Meinung sei immer Wahrheit. Freilich ist die Person des Pfarrers nicht immer lebenswürdig und sein Charakter lobenswerth; allein der Charakter, der ihm die Priesterweihe aufgedrückt, ist immer hochzuachten und sein Amt ein ehrwürdiges. Willige Leute brauchen daher auch oft die Redensart: „In der Kirche macht er seine Sache ganz recht, sonst hat es freilich einen Hacken, aber man schweigt besser davon“, oder wie Einer sagte: „Wenn er auf der Kanzel ist, sollte man ihn gar nicht herunter lassen, und wenn er unten ist, sollte man ihn nicht hinauf lassen“. — Uebrigens gibt es Leute, welche auch an sehr braven Pfarrern

viel auszufehen wissen und denen er's selbst in der Kirche nicht trifft. Ich will einige Punkte namhaft machen und mit der Predigt anfangen. Begreiflich predigen die geistlichen Herren nicht auf gleiche Weise; der Eine hat eine starke Brust und schreit laut, der Andere eine schwache und es geht ein wenig still her; der Eine wird hitzig und gestikulirt viel, der Andere bleibt hübsch ruhig und kalt; der Eine bringt's hochstudirt vor, der Andere verständlich und einfältig; der Eine sprudelt's heraus, wie ein Brunnen nach einem Donnerwetter, der Andere geizt mit den Worten und sie fallen nur tropfenweise; der Eine kriegt in einer Stunde nicht genug, der Andere hält's keine Viertelstunde droben aus; kurz, in der Art und Weise macht's Jeder, wie es ihm gegeben ist, oder wie er kann und mag, allein Alle verkünden die gleiche Glaubens- und Sittenlehre, und ist Keinem erlaubt, einen neuen Glaubensartikel aufzubringen oder ein altes Gebot abzuschaffen. Wie nun der Pfarrer verpflichtet ist, den Pfarrangehörigen das Wort Gottes zu verkünden, so sind hinwiederum auch diese gehalten, die Predigt in der Pfarrkirche anzuhören. Der Kirchenrath von Trident, der doch wohl in dieser Sache eine gewichtige Stimme hat, schreibt vor: „Der Bischof ermahne das Volk fleißig, daß Jeglicher gehalten sei, wo es füglich geschehen kann, zur Anhörung des Wortes Gottes seine Pfarrkirche zu besuchen“. Ich will nun nicht von dem hässlichen Geschlechte in den Städten reden, das am Sonntag Morgen lieber in der Kanzlei, oder im Wirthshaus oder in der Werkstatt verweilt, als daß es Kirchenlust athmet; diese haben keine Belehrung nöthig, weil sie schon Alles wissen und namentlich in Religionsachen ausstudirt haben. Solche gehören nicht in die Kirche, und verirrt sich Einer von dieser Junft zufällig dahin, so sieht man es ihm sogleich an, daß er nicht am rechten Ort ist; er weiß nicht einmal, wie man in der Kirche hinsteht. Ich rede ausdrücklich von den Frommen, die ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern zur Erbauung Anderer leuchten lassen. Unter diesen giebt es nicht Wenige, denen es ihr Pfarrer auf der Kanzel nicht recht macht. Vor Allem können sie's nicht leiden, wenn es kurz hergeht; auch mögen sie es nicht leicht stillschweigend ertragen, wenn er selten vom Rosenkranz und den Bruderschaften handelt. Darum laufen sie allsonntäglich oft 2 bis 3 Stunden weit fort zu einem Geistlichen, der seine Sache nach ihrem Geschmacke macht. Diese Leute müssen an einem sehr ver-

köhnten geistlichen Magen leiden, da sie das Wort Gottes nur dann mit Wohlgefallen aufnehmen, wenn es gerade nach ihrem Geschmack süßlich oder unerlich zubereitet ist, während doch ein gesunder Magen jede Speise verdaut, die an sich gesund ist. Und doch wollen sie gerade hechtgesund sein und halten gerne Andere für angesteckt an der Seele. Wir kommen überhaupt Diejenigen, welche immer nur gute Prediger hören, fast vor, wie die Herren und Damen, welche nur dann einem Gottesdienste anwohnen, wenn eine schöne Musik losgelassen wird. Diese erscheinen offenbar nicht, um vor Gott ihr Herz auszuschütten, ihr Sündenelend zu beklagen oder dem gegenwärtigen Heiland ihre Huldigung darzubringen, sondern um etwas Angenehmes zu hören und nebenbei in eine Stimmung versetzt zu werden, welche sie eine religiöse nennen, auf die jedoch nicht viel zu bauen ist. So hege ich von thigen Predigtliebhabern den Verdacht, es sei ihnen weniger um Gott und ihre eigene Seele zu thun, als um den Prediger, sie kümmern sich weniger um die vorgetragenen Heilswahrheiten und deren Anwendung auf ihre eigenen Seelenzustände, als um den Vortrag, die geschmückte Rede, süße oder donnernde Stimme des Vortrages, mit andern Worten: sie fragen mehr nach der Zubereitung und der Art des Austragens als nach der Speise selber. Ein gläubiges Gemüth und eine unverschrobene Seele findet auch in dem einfachsten Vortrage etwas Heilsames und Anregendes. — Da dürfte man also nicht einmal Missionen besuchen? Doch; denn meistens werden Missionen nicht bloß an Sonn- und Feiertagen gehalten und zweitens sind die Missionen eben außerordentliche Veranstaltungen und Uebungen, welche die Regel nicht aufheben, sondern bestätigen. Uebrigens wirst du auch aus den Missionspredigten wenig Nutzen ziehen, wenn du nicht alle oder doch die meisten anhörst. Schon mehrmals ist mir gesagt worden, die Missionäre predigten zu scharf, verwirrten und ängstigten die Gewissen u. s. w. Das wird Jeder so finden, der nur einigen Vorträgen in den ersten Tagen der Mission beiwohnt; denn die Patres schneiden, brennen, drücken zuerst die Wunde, dann erst legen sie das heilende Pflaster auf. Ich denke, dieß ist die rechte Verfahrensart und Gott selber macht es nicht anders. Zuerst kommt das strenge Gesetz mit seinen harten Strafen, dann das Evangelium mit seiner Gnade; zuerst Johannes der Täufer, dann Christus der Herr. Allein warum soll denn das Anhören der Predigt in der eigenen Pfarrkirche besser sein, als an an-

dern Orten? Abgesehen davon, daß das Herumlaufen an gottgeweihten Tagen nicht viel taugt, so bist du deinen Mitbürgern auch ein gutes Beispiel und Erbauung schuldig. Dann aber predigt ja der Pfarrer just für seine Gemeinde und kennt die Gebrechen der Pfarrei besser als ein anderer, und müßte es doch seltsam zugehen, wenn er nicht in seiner Rede gerade auf die Fehler und die Bedürfnisse der Gemeinde Rücksicht nähme. Und was würde herauskommen, wenn es Alle machen wollten, wie du? Muß der Pfarrer dich nicht für ein verirrtes Schaf halten, da du dich nie bei der Herde blickst läßt.

Anderere Punkte.

Ein Kirchengebot heißt: „Du sollst im Jahre wenigstens Einmal deine Sünden dem verordneten Priester beichten und um die österliche Zeit das hochheilige Sacrament des Altars empfangen“. Es gibt auch Katechismen, in denen es lautet: Deinem verordneten Priester. Wer ist nun der verordnete Priester? Keim anderer als dein Pfarrer. Wie es Zeiten und Gegenden gegeben, wo der Pfarrer jeden Sonntag vor dem Gottesdienste fragte, ob kein Fremder in der Kirche sei, und wo der Fremde sogleich ausgewiesen wurde, so hat es auch Länder und Zeiten gegeben, wo strenge Gebote erlassen und genau darauf gesehen wurde, daß Jeder bei seinem eigenen Pfarrer beichte. Weil indeß die Beicht eine Sache des innersten Vertrauens ist und es in der That die Gewissen foltern hieße, wollte man die Menschen zwingen, einem bestimmten Priester sich zu offenbaren, auch dadurch nahe Veranlassung zur Heuchelei und absichtlicher Verheimlichung von Lastern geboten würde, so wurde diese Verordnung nie mit Strenge gehandhabt und haben die Seelsorger immer ausdrücklich oder stillschweigend erlaubt, daß ihre Pfarrangehörigen auch fremden Geistlichen beichten. So weit ist Alles in Ordnung; allein es fehlt nicht an Leuten, die zum Mißtrauen gar keinen Grund haben, die mit dem Pfarrer in keine Prozesse verwickelt, noch im Wirthshaus in arge Freundschaft gerathen, noch mit Zehnt- und Gültenwesen behaftet sind, den noch dem Beichtstuhl der Pfarrkirche fern bleiben und dies ist offenbar ein Uebelstand und wider die Absicht der Kirche. Zuweilen geht dieses Fernbleiben so weit, daß eine Anzahl von Pfarrkindern eine Reihe von Jahren ausschließlich das hl. Sacrament der Buße auswärtig empfängt. Und was haben sie an dem Pfarrer auszusetzen? Einigen macht

er's im Beichtstuhl zu kurz und legt zu leichte Bußen auf, Andern zu lang und zu strenge, Andern hat er damit die Lust benommen, weil er so feck ist, Fragen zu stellen. Nun wäre freilich sehr zu wünschen, daß im Bußwesen mehr Gleichförmigkeit stattfände; allein wenn du deine Sache nach gehöriger Vorbereitung aufrichtig vorbringst, so ist doch nicht so viel daran gelegen, ob der Pfarrer ein wenig kürzer oder länger sich darüber ausläßt. Die Hauptsache bleibt doch, daß du gerechtfertigt nach Hause gehst. Anders verhält es sich freilich, im Fall du eine Generalbeicht ablegen oder in einer heiklichen Sache dich Rath's erholen willst; da mußt du zu deinem Beichtvater großes Vertrauen und er eine starke Portion Geduld besitzen, wenn das Werk Segen bringen soll. Fragen stellen wird aber dein Pfarrer nur dann wie jeder Beichtvater, wenn er es für nothwendig erachtet und statt ihn deshalb zu schmähen und zu meiden, solltest du ihn vielmehr dafür dankbar sein; denn es ist ein Zeichen, daß ihm dein Seelenheil am Herzen liegt. Ich denke, es ist Niemanden lieber, wenn es im Beichtstuhl schnell geht, als dem Geistlichen; denn das Vergnügen, halbe und ganze Tage lang in einem verschlossenen Kasten zu sitzen und mit leiser Stimme Rath und Trost zu ertheilen, ist eben nicht gar groß. Warum aber die Leute nicht bloß auswärts das Sakrament der Buße empfangen, sondern auch das hl. Abendmahl, dafür wissen sie selber wahrscheinlich keinen andern Grund anzugeben, als daß sie nun einmal so und nicht anders wollen. Es ist aber ein Gebot, wenigstens über die öfterliche Zeit in seiner Pfarrkirche das hl. Altarsakrament zu empfangen und sind auch deshalb die Beichtzettel eingeführt, damit der Hirt seine Heerde kennen lerne und wer dieses Gebot übertritt, der sündigt. — Ein anderer Punkt, der oft dem Pfarrer das Vertrauen eines Theiles seiner Pfarrkinder entzieht, sind die Bruderschaften. Wohl bildet die gesammte katholische Kirche eine große Bruderschaft in der ganzen Welt, allein dies hindert nicht, daß sich schon lange her Leute zusammenthun und zu besondern religiösen Zwecken verbinden, sei es, daß sie besondern Andachten obliegen, z. B. Christum im heiligsten Sakramente anbeten oder die seligste Jungfrau verehren, oder zur Verbreitung des Glaubens durch Gebet und Almosen beitragen oder zu christlichen Liebediensten sich verpflichten. Dagegen habe ich nun nichts einzuwenden, halte vielmehr Bruderschaften in unseren Tagen für sehr nützlich und für einen starken Damm gegen den hereinbre-

henden Unglauben und die um sich fressende Sittenlosigkeit; indeß ist eine Bruderschaft doch kein Glaubensartikel und der Seele Seligkeit hängt gerade nicht davon ab. Einzelne Pfarrer begünstigen nun aus verschiedenen Gründen solche Anstalten nicht, noch weniger hegen und pflegen sie dieselben in ihren Pfarrgemeinden, mögen auch gelegentlich ein wenig anzüglich dawider sprechen. Da ich, wie schon gesagt, keinen Lehrmeister für die Herren Pfarrer vorstellen mag, so will ich auch nicht untersuchen, ob sie mit ihrem Verfahren Recht oder Unrecht thun; jedenfalls handeln die Bruderschaftsliebhaber und Liebhaberinnen nicht schön und nicht christlich, welche deshalb ihren Pfarrer in den Geruch der Glaubensgleichgültigkeit und unkirchlichen Gesinnung bringen. Daß aber dieß nicht selten geschieht, weiß ich ganz zuverlässig und habe schon mit eigenen Ohren gehört, wie Weibspersonen, die sich für fromm halten, von einem sonst unbescholtenen Geistlichen Ausdrücke gebraucht haben, wie sie nur aus dem Munde des gemeinsten Weibes zu kommen pflegen. Offenbar gereichte es ihnen zur wahren Wollust, den guten Namen ihres Pfarrers in Fetzen zu zerreißen und seine Ehre zu besudeln. Nicht zufrieden, sich selbst der Seelsorge ihrer verordneten Pfarrer zu entziehen, suchen sie demselben auch Andere zu entfremden. Solche Leute lösen, so viel an ihnen liegt, die Pfarrgemeinde um einer Bruderschaft willen auf und unterwerfen sich nicht dem ihnen vom Bischof gesetzten Seelsorger, sondern suchen einen solchen, der sich ihrem Willen fügt. Wäre die katholische Kirche nicht so fest gegliedert und geordnet, sie würden in derselben die nämliche Rolle spielen wie die Pietisten bei den Protestanten, die schöne Einheit würde zersplittert und der öffentliche Gottesdienst zu Winkelzusammenkünften einschrumpfen. Noch ein Umstand in Betreff der Bruderschaften ist zu tabeln. Es gibt Menschen, welche von dem, was ihnen gut dünkt, nicht genug bekommen können; solche Nimmersatte giebt's auch bei Bruderschaften. Damit ihnen ja das Heil nicht entgehe, lassen sie sich in so viele Bruderschaften einschreiben, als sie nur aufzutreiben wissen, zuweilen in sechs oder sieben, so daß die Bruderschaftsbriefe ein ganzes Buch bilden. Diese Briefe bewahren sie sorgfältig auf und thun sich etwas darauf zu gut; dagegen ist es natürlich unmöglich, daß sie allen Versprechungen und Verpflichtungen nachkommen, denen sie sich bei der Aufnahme unterzogen haben. Ernstliche Gemüther werden dadurch ängstlich, gleichgültig, leicht-

unig ob
ie würd
Brudersch
pschrieben
es ist
er Kräfte
geworden
schaften
der des
lurer A
der zwei
sei dies h
stätiges
über we

Di

Jetzt h
zehentabl
zu reden.
Erachtens
wenn er
bekannt
sinehin e
so daß m
ligen Ge
wollen w
machen u
im Must
in der
gefahren
die alte
ich zunäc
Mutter a
schaft zu
eine Sti
jungen A
lang gen
aufzugeb
Entschlus
an führt
Wälderhof
mit mütt
jüngeren
quartieru
so lange
heirathet
hof über
schaffene
des Hau
war meh
Hausherr

sanft oder gerathen wohl gar auf die Meinung, sie würden aller Ablässe theilhaftig, welche den Bruderschaften verliehen sind, obwohl sie die vorgeschriebenen Gebete und Liebeswerke verabsäumen. Es ist in unserm Vaterlande durch Zersplitterung der Kräfte schon viel Gutes und Schönes zu nichte geworden, ich besorge, es möchte mit den Bruderschaften ebenso gehen. Ich meine, wenn Einer, der des Tages Last und Hitze tragen und mit harter Arbeit sein Brod verdienen muß, in eine oder zwei Bruderschaften sich aufnehmen läßt, so sei dieß hinreichend. Dann soll er aber auch ein thätiges Mitglied derselben sein, sonst bleibe er über Weg.

Die Euphrosin vom Buckenbühl.

Jetzt hätten wir noch von den Stolgebühren, der Zehentablösung und der Aufführung des Pfarrers zu reden. Aber der Kalendermann würde meines Erachtens bei dir keinen Stein im Brett kriegen, wenn er mit so trockenen, verdrieslichen und weltbekanntem Dingen angefahren käme. Es ist bisher ohnehin etwas trocken und langweilig hergegangen, so daß man ordentlich Durst bekommt nach lebendigen Gestalten und freundlichen Antlitzern. Daher wollen wir jetzt einen Gang in den Schwarzwald machen und dort eine Person aussuchen, die fast ein Musterbild davon gewesen, wie der Katholik in der Kirche und in der Familie sich gebahren und haufen soll. Ich meine nämlich die alte Euphrosin vom Buckenbühl, von der ich zunächst erzählen will, daß diese Person ihrer Mutter auf dem Todtette versprochen, einer Liebchaft zu entsagen und ledig zu bleiben, damit keine Stiefmutter in's Haus komme. Es hat dem jungen Mädchen fast das Herz gebrochen, die süße, lang genährte Hoffnung Moosbäuerin zu werden, aufzugeben, aber sie hat keinen Augenblick in ihrem Entschlusse gewankt. Von ihrem zwanzigsten Jahre an führte sie die Haushaltung auf dem Buckenbühlerhof, kommandirte Knechte und Mägde, erzog mit mütterlicher Liebe und väterlichem Ernste ihre jüngeren Geschwister, stand zur Kriegszeit den Einquartierungen Rede und Antwort und that dieß so lange, bis alle ihre Geschwister glücklich verheirathet und versorgt waren und der Jüngste den Hof übernommen hatte. Ihr Vater war ein rechtschaffener, fleißiger Bauersmann, aber in Führung des Hauswesens hat er sie wenig unterstützt; er war mehr der erste Knecht seiner Tochter als der Hausherr. Die Euphrosin war alt, als ich sie

kennen lernte, aber sie mußte Jedem beim ersten Anblicke auffallen. Während in der Regel das weibliche Geschlecht etwas Listiges und Heimtückisches, etwas Schlangens oder Katzenartiges, etwas Schwammiges, Weichliches oder Empfindsames an sich hat, zeigte diese alte Jungfer in ihrem ganzen Gebahren etwas Körniges, Festes, wie auf dem Ambos hart Geschlagenes. Ihr Reden und Thun war abgemessen, ruhig, sicher, wie man es oft bei alten tüchtigen Soldaten hört und sieht. Die Leute im Thal sagten: „Der Euphrosin hat es in ihrem Leben nie pressirt“. Damit hatten sie das Rechte getroffen, alles hastige Wesen war ihr fremd; darum hatte sie aber auch keine Uebereilungen zu beklagen. Es pressirte ihr nie und doch wurde sie in Allem mit andern Leuten fertig, ja noch vor ihnen; denn sie wußte immer bestimmt, was sie wollte, that jedes Geschäft zu seiner Zeit und machte nicht leicht einen Schritt vergeblich. Sie pflegte zu sagen: „Mit allem Rennen und Jagen kommt man doch nicht weiter als bis an's Grab“. Daraus wirst du merken, daß die Euphrosin keines von jenen unnatürlichen Mannweibern vorstellte, denen zu einem Husar nichts fehlt als ein Schnurrbart. Von diesen unterschied sie sich auch sehr vortheilhaft durch ihre große Reinlichkeit. Obwohl sie sich sehr einfach kleidete und fast nichts auf dem Leibe litt, als was auf dem Buckenbühl gewachsen und gesponnen worden, so erschien sie doch immer so sauber und nett, daß das Auge mit Wohlgefallen auf ihrer Gestalt ruhte. Was aber den Blick unwillkürlich fesselte, war ein eigenthümlicher Ausdruck ihres sonst kalten und harten Gesichts. Es nahm sich aus, wie wenn eine schöne Seele sich im Laufe der Zeit durch den Leib hindurchgearbeitet und ihre Milde und Freundlichkeit über die harten Züge gelegt hätte. Hatte ihr Jemand einen Gefallen erwiesen oder durch eine gute That ihr Wohlwollen erworben, so konnte sie ihn mit einem so dankbaren und gütigen Auge anblicken, daß er sich wie gesegnet und von himmlischem Frieden durchweht fühlte. Wie viele innere Kämpfe es gekostet, bis aus dem wilden, lebensfrohen, übermüthigen Ding, das sie in früher Jugend gewesen, diese stille, unerschütterliche Person geworden, wie viele Stürme sie zurückgeschlagen, und wie viele aufstosende Wogen sie niedergedämmt, das weiß Gott und vielleicht ihr Beichtvater. Sie selbst hat, wie überhaupt wenig, so über ihre Seelenzustände gar nichts gesprochen, man konnte nur aus andern Reden allenthalb errathen, was in ihr vorgegangen. Da sie

einst an einer Lungenentzündung darniederlag und zu sterben vermeinte oder vielmehr hoffte, habe ich sie mehrmals besucht, vermochte aber auch da über ihr Seelenleben nicht viel herauszubringen. Damit du jedoch nicht auf die Meinung geräthst, die Euphrosin habe vom Weibe gar nichts an sich behalten, so will ich dir gestehen, daß sie mit einer ächt weiblichen Schwachheit behaftet war. Sie pfuschte nämlich den Ärzten stark in's Handwerk. Seit sie den Hof verlassen und in ihr Leibgedinghäuschen eingezogen war, fand sie Zeit, Thee und Salben zu bereiten und bediente damit die Kranken unentgeltlich. Als ich ihr eines Tages deshalb Vorstellungen machte und bemerkte, dieß sei nicht recht und beschwere ihr Gewissen, entgegnete sie sehr ruhig und kurz: „Ich getraue mir das vor Gott zu verantworten“. — Hielt es schwer, von dem Seelenleben der Euphrosin Etwas zu erfahren, so waren dagegen über ihr äußeres Thun und Lassen Nachrichten in Menge zu haben; denn die Leute redeten gar gern von der alten Person, da sie ihnen vor Jahren so zu denken gegeben. „Die Phrosin“, sagte mir ein alter Bauer auf mein Befragen, „die Phrosin hat immer etwas Apartes gehabt. Da ihre Mutter selig noch lebte, war sie wilder und ausgelassener als der ärgste Bub im Thal, als ob sie das wilde Heer auf den Buckenbühl herunter hätte fallen lassen, als es in Lützen über die Berge raste. Seitdem ihr aber die verstorbene Mutter erschienen, ist sie wie umgewandelt und schaut darein, als ob sie gar nicht in diese Welt gehöre. Die weiß davon, wie's hinter dem Grab aussieht, aber sie darf nichts davon sagen. Sie ist ein absonderliches Mensch, aber gäbe Gott, es wäre Jede so brav und so schaffig“. Als ich weiter forschte, ob denn die Euphrosin selber sage, daß die verstorbene Mutter mit ihr gesprochen, meinte er: „Sie will's nicht haben, aber 's ist doch so. Wie könnte sonst ein Mensch auf einmal so ganz anders werden? Und warum würde sie sonst zuweilen so kuriose Augen machen, als ob sie in eine andere Welt hineinkuge? Seit jener Stunde“, setzte er geheimnißvoll hinzu, „hat sie Niemand lachen oder weinen gesehen. Merken sie etwas? Die letzte Aeußerung bezog sich auf die viel verbreitete Ansicht unter dem gemeinen Volke, ein Mensch, dem ein Verstorbener erschienen, könne nachher weder lachen noch weinen. Die Meinung nun, welche dieser Bauer über die Verwandlung der alten Jungfer hegte, theilten alle alten Leute im Thale, nur wußten Einige die Sache noch besser

auszuschmücken und wunderbarer darzustellen. Die Jungen dagegen, namentlich die Mädchen, gefielen sich in der Behauptung, die Phrosin sei hinterstimmig geworden, weil die Mutter gerade in der Zeit gestorben, da schon Alles zur Hochzeit fertig gewesen, und weil sie dem Moosdonat hätte absagen müssen. Ich bin auch ziemlich oft im Hause des jüngsten Bruders der Euphrosin, des Inhabers des Buckenbühls gewesen. Der Jakob spricht sonst für drei Wagen nicht zehn Worte; kommt aber die Rede auf die Euphrosin, so geht ihm Herz und Mund über. Er hat aber auch Grund dazu, denn er ist ja die, wenn auch unschuldige Ursache, daß seine Schwester den Freuden und Lustbarkeiten des Lebens entsagt, dem lieben Moosdonat einen Korb mit schwerem Herzen gegeben und vielfache Unbilden und Spöttereien ausgestanden. Uebrigens erfuhr ich beim Buckenbühler nicht viel Neues; er meinte aber auch, die Euphrosin sei ein absonderliches Mensch und müßte etwas Absonderliches mit ihr vorgefallen sein. Zwar wurde bei der alten Person jeder Schritt und Tritt von der Religiosität getragen und geleitet und sie that nichts ohne Gott. Wie sie es aber mit der äußeren Gottesverehrung und Andacht so wie mit dem Pfarrer gehalten, das wollen wir ein wenig näher mit einander anschauen.

Fortsetzung.

Wer heute noch über die Mittagszeit auf den Buckenbühl kommt, wird sich verwundern, wie da das gemeinschaftliche Tischgebet so langsam und deutlich verrichtet wird. Da schaut nicht das Eine zum Fenster hinaus, das Andere in die Kammer hinein, da klappert nicht das Eine mit Löffeln und Gabeln, und das Andere schält Kartoffeln; sondern Alle stehen hübsch beisammen, halten die Hände gefaltet und die Augen auf das große Kreuzifix in der Ecke über dem Tisch gerichtet, und wenn man auch nicht wissen kann, wie viel inwendige Andacht vorhanden ist, so nimmt sich doch der äußerliche Anstand gut aus. Das ist früher anders gewesen und erst die Euphrosin hat diese Sitte mit vieler Mühe und Geduld eingeführt, sie hat auch in diesem Stück gesagt, es presst nicht. Vor dem Morgenessen wurde unter der strengen Hausjungfer nicht bloß das Tischgebet, sondern auch ein Morgengebet sammt dem englischen Gruß andächtig hergesagt, und zwar knieend, weil sie meinte, die Seele erhebe sich um so leichter aufwärts, je mehr der Leib sich abwärts neige. Die Phrosin war nicht

hoch stulnete mit sehr gut dem Eff. Soang anwendte fand au außer d tag in mit der über den noch ist. haben, k gemuthel als die als der Tod die

den sonn die Kir die sie sich heiligste eine in nach ein hineinku

ten. Die
gestielen
unterfinnig
Zeit ge
gewesen,
müssen.
jüngsten
Bucken-
für drei
die Rede
nd Mund
enn er ist
daß seine
Lebens
Rorb mit
Unbilden
s erfuhr
er meinte
nderliches
mit ihr
n Person
osität ge
ne Gott.
verehrung
gehalten,
nder an

hoch studirt, konnte nur nothdürftig schreiben, rechnete mit sogenannten Bauernsüßern, las dagegen sehr gut. Daher las sie am Sonntagmorgen nach dem Essen dem versammelten Volke die Epistel des Evangeliums vor sammt der Auslegung und Nutz- anwendung, wie sie im Goffine zu finden. Weiter fand auf dem Buckenbühl keine Hausandacht statt, außer daß am Samstag Abend und Sonntag Mit- tag in der Kapelle bei dem Hof ein Rosenkranz mit der Litanei abgebetet wurde, wie das früher über dem Wald überall Sitte war und theilweise noch ist. Wo die Leute gar weit in die Kirche haben, kann ihnen der Besuch der Bisper nicht zu- gemuthet werden. Die Euphrosin aber betete mehr als die Andern. Zwar kam sie in früherer Zeit, als der Jakob, das Unglückskind, das an der Mutter Tod die Schuld tragen mußte, noch nicht laufen

konnte, sogar an Sonn- und Feiertagen selten in den Gottesdienst, weil sie das armselige Kind fremden Händen nicht anvertrauen mochte; dagegen hielt sie auf dem Buckenbühl für sich allein Gottes- dienst. Neben dem Hof stand, wie dort zu Land gebräuchlich, eine schmucklose Kapelle und neben der Kapelle ein sehr schönes und sehr großes Kreuz mit einem Schemel zum Knieen und einer Bank zum Sitzen. In dieser Kapelle und vor diesem Kreuze betete die Euphrosin jeden Tag, wenn sie nicht verreist war, oft sehr lange und mehrmals. Wen der Weg zufällig in später Nacht oder in höchster Morgenfrühe über den Buckenbühl führt, der konnte in Sturm und Schneegestöber vor dem Kreuze eine regungslose, schwarze Gestalt knieen sehen; das ist die Euphrosin, deren Seele in dem kalten Sturmwitter ihre warmen Blüthen der Gna-



auf den
wie da
am und
das Eine
Kammer
Feln und
sondern
Hände
uzist in
enn man
Andacht
ußerliche
gewesen
it vieler
in die
Vor dem
jungfer
Morgen-
tig her-
ie Seele
mehr der
ar nicht

den-sonne öffnet, die vom Kreuze herableuchtet. Wäre die Kirche nicht so weit entfernt gewesen, so würde sie sicherlich ihr einsames Gebet vor dem aller- heiligsten Altarsakramente verrichtet haben, wie sie eine innige Liebe zu demselben hatte und besonders nach einer Kommunion „wie in eine andere Welt hineinflugte“, wie die Leute sagten. So mußte sie

sich mit dem Kreuze behelfen. Es ist eine schöne Sitte des katholischen Landvolkes, vor ihre Häuser, auf ihre Felder, an die Kreuzstraßen, selbst auf die höchsten Gipfel der Berge das Zeichen der Erlösung zu pflanzen. Diese Kreuze verleihen dem Lande oft eine besondere Zierde und Lebendigkeit. Der Mensch wird von Natur aus so gern zum Irdischen

herabgezogen, sein Herz hängt so fest an der Erdscholle, schwere Sorgen um das tägliche Brod füllen seine Seele, seine Gedanken haften am Zeitlichen; da richtet den gebeugten Menschen der Anblick des Kreuzes wieder auf, die bange Sorge schwindet im Hinblick auf den, der für uns zwischen Himmel und Erde hängend gebietet, die irdischen Gedanken machen himmlischen Gedanken Platz. Am besten jedoch gefallen mir diese Kreuze im Winter, wenn tiefer Schnee die Berge bedeckt und die Fichten unter ihrer Last mit hängenden Ästen düster und traurig dastehen und ein feierliches Schweigen in der öden Gegend herrscht. Da streckt das Zeichen der Erlösung seine Arme über die weiße Decke empor als ein treuer Bürge für einen wiederkehrenden Frühling, für eine Auferstehung der Natur. Und doch gibt es katholische Gemeinden, welche nicht vier Kreuze aufbringen, bei denen man bei der Deschprozession die Evangelien verlesen und den Segen geben könnte. Man sieht es dem Plaze wohl an, daß früher eines dagestanden, vielleicht ragt noch ein halbfauler Ueberrest aus dem Boden hervor, ja das Sitzbänkchen ist noch vorhanden; aber was die Vorfahren in Gottesfurcht aufgerichtet, das haben die Nachkommen verwittern lassen und mit den umgestürzten Resten den Ofen geheizt. Sie sind arm geworden, diese Nachkommen, blutarm, sie vermögen keinen Baumstamm mehr, und sie sind dürr und kalt geworden an der Seele und des Kreuzes Kraft und Segen bleibt ihnen fremd. Steht noch irgendwo solch ein christliches Zeichen am Wege, so geht der junge Mann vorüber, ohne sein Haupt zu entblößen; denn über alten Aberglauben ist er schon lange hinaus, hat des Vaters irdisch Gut durch die Gurgel gejagt und der Mutter frommen Glauben verspottet. Darum sind aber die Leute dort zu Lande auch so muthlos, verzagt, gedrückt, beim kleinsten Mißgeschick so weinerlich und klagenreich. Ohne Religion gibt es wohl eine Lustigkeit, aber keine Freudigkeit. — In dem Thale, in welchem der Buckenbühl liegt, hätte kein Kreuz abkommen können, die Euphrosin hätte ein neues errichten lassen, und wenn sie das Geld dazu hätte betteln müssen. Die alte Person hätte gar nicht gewußt, wie man's angehe, ohne Kreuz und Marienbilder zu leben.

Etwas von geistlichen Büchern.

Man kann in unsern Tagen in Städtchen und auch auf Dörfern in Stuben oder Kammern kommen, wo ein ganzes Duzend schön gebundener Ge-

betbücher mit Goldschnitt auf dem Tische oder Gesimse steht, fast wie ein Aushängschild, daß da die Frömmigkeit stark betrieben werde. Ich muß gestehen, daß mir das nicht absonderlich gefällt, ja wenn es in meiner Macht stände, so würde ich vielen Gebetbücherschreibern das Handwerk legen. Auch in diesem Stücke hat mir's die Buckenbühlerin besser getroffen. Bei ihr war außer des alten Kafateni himmlischem Palmgarten, den sie von der Mutter geerbt, und außer Jaïs "guten Samen auf ein gutes Erdreich", den ihr der Vater vom Markte gebracht, von Büchern nichts zu finden, als der Goffine und eine alte Legende. Die Euphrosin betete lieber am Rosenkranz als aus einem Buche, auch verstand sie es sehr gut, ohne Buch und Rosenkranz mit Gott zu reden, was freilich nicht Jeder vermag. Darum war sie aber beim Gebet doch nicht ohne Handhabe, wie denn wohl Jeder einer Leiter bedarf, um daran von der Erde zu Gott aufzusteigen. Solche Handhaben oder Leitern bildeten für die alte Jungfer Kreuze, Marienbilder, Stationen u. dgl., die sie eben darum in so hohen Ehren hielt. — Warum habe ich's aber nicht gern, wenn Jemand viele Gebetbücher besitzt? Drum ist mir schon oft der böshafte Gedanke aufgestiegen, solche Bücher dienen mehr zum Lesen und zur Unterhaltung als zum Beten, man kaufe so viele um der beliebten Abwechslung willen und lasse sich eigentlich aus geistiger Schlassheit lieber vorbeten, als daß man selber bete. Möglicherweise thue ich den guten Leuten Unrecht: allein wenn Jemand eine alte kernhafte Kreuzwegandacht oder die Tagzeiten auswendig ohne Buch betet, so spricht mich das besser an als die Leserei. Man ist ja nicht einmal im Stande, beim Lesen recht die Hände zu falten. Habe ich aber an vielen Büchern kein Wohlgefallen, so habe ich dagegen ein desto gründlicheres Mißfallen an denjenigen Häusern und Familien, in denen zu wenig Bücher angetroffen werden, nämlich gar keines. Es ist doch wahrhaftig eine Schande, daß in unserm aufgeklärten Lande, wo jeder Lehnjunge Cigarren raucht und bald jede Stallmagd einen weißen Ueberrock trägt, daß in einem solchen Lande viele Häuser sich finden, in denen man kein einziges Buch antrifft, nicht einmal ein schlechtes, nicht einmal einen einfältigen Kalender, und werden doch die Kinder nicht Jahre lang in die Schule kommandirt, der Fortbildungsschule gar nicht zu gedenken. Noch häufiger sind freilich die Häuser, wo man zwar Bücher hat, aber keine die von der christlichen Religion handeln, sondern von

nichtsnutz
wiß mit
yon ein
Vor Alte
niger not
mündlich
thos vor
den Son
Winterab
Sachen,
von Feste
Wundern
teute we
den Car
Schule r
häuser it
wurden f
einen S
gedrungen
über die
steter Ze
richten a
lichen G
vielfach
Niemand
sehen
in jeder
den fin
Kreuz a
zum Bü
Heirathe
ändern
Stande
besorgen
zur Last
wer ein
selbe d
denke, d
und ein
sondern
hat Hu
Frieden
den Br
die Dei
wird m
dürfen,
deiner J
es sich
Christen
Pfarran
theilen,

nichtsnützigen Dingen. Dieser Umstand ist doch gewiß mit Schuld daran, daß in Sachen der Religion eine so unbegreifliche Unwissenheit herrscht. Vor Alters war so ein gedruckter Unterricht weniger nothwendig, weil sich derselbe in der Familie mündlich forterbte. Vater und Mutter beteten nicht bloß vor und mit den Kindern, an den Nachmittagen, den Sonn- und Feiertagen, sondern an den langen Winterabenden sprachen sie mit ihnen von religiösen Sachen, von kirchlichen Ceremonien und Gebräuchen, von Festen und Umzügen, von Heiligen und ihren Wundern. In unsern Tagen noch wissen ganz alte Leute wenigstens über dem Wald fast durchgängig den Caniß auswendig (sie hatten sonst in der Schule wenig gelernt), jezt haben die Sonntagskinder ihren Katechismus bereits verschwitz. Auch wurden früher nicht so viele schlechte Büchlein um einen Spottpreis angeboten und den Leuten aufgedrungen, noch war die Spöttelei und der Hohn über die Religion so alltäglich. Weil nun in unserer Zeit manche Eltern in Allem besser unterrichten als in der Religion, und selber von kirchlichen Gebräuchen nichts verstehen, auch ihre Kinder vielfach Namen von Heiligen erhalten, von denen Niemand Etwas weiß und die in keinem Kalender stehen, so wäre um so mehr zu wünschen, es möchte in jeder Familie ein gutes Unterrichtsbuch ein Plätzchen finden. Wenn ein junger Mensch sich ein Kreuz aufladen, d. h. heirathen will, so muß er zum Bürgermeister und bekommt einen sogenannten Heirathsbogen, auf den der Bürgermeister nebst andern Sachen schreibt: „Der Bräutigam ist im Stande eine Familie zu erhalten und ist nicht zu besorgen, daß er oder seine Familie der Gemeinde zur Last falle.“ Das ist ganz in der Ordnung; wer eine Familie gründen will, soll auch für dieselbe das Brod in's Haus schaffen. Aber ich denke, die Leute haben doch nicht bloß einen Leib und einen Magen und Hunger nach irdischer Speise, sondern sie haben auch eine Seele und diese Seele hat Hunger und Sehnsucht nach Wahrheit und Frieden. Frägt nun der Bürgermeister mit Recht den Bräutigam, „womit vermagst du für dich und die Deinigen das tägliche Brod zu verdienen?“ so wird mit ebenso gutem Recht das Pfarramt fragen dürfen, „womit willst du den Durst deiner und deiner Kinder Seele nach Wahrheit stillen?“ Stellt es sich dann heraus, daß der Heirathslustige im Christenthum ein Fremdling ist, so soll selbiges Pfarramt nicht bloß den wohlgemeinten Rath ertheilen, sondern geradezu den Befehl erlassen, vor

1854.

der Population das eine und das andere gute Buch, z. B. den Goffine und die Philothea von dem hl. Franz von Sales anzuschaffen. Der Kostenpunkt kann da nicht wohl angeschlagen werden, indem ja auch bei einer armseligen Hochzeit mancher Gulden für unnöthigen Firlesanz weggeworfen wird, und bei einem gar armen Brautpaar der Pfarrer ein mitleidiges Herz und einige Bücher in Vorrath hat. Ich weiß wohl, daß einzelne Pfarrer schon lange diesen Weg eingeschlagen haben und daß es schon vorgekommen ist, daß der Strick von Hochzeitler wenige Tage nach der Hochzeit die Bücher verkauft hat; allein solche allerdings traurige Erfahrungen sollten doch nicht abschrecken, in dieser wichtigen Sache das Mögliche zu thun. Im Allgemeinen ist der gemeine Mann für die Religion doch noch empfänglich, wenn sie ihm nur auf die rechte Art beigebracht wird. Ich für meinen Theil will lieber einen rauhen, verwilderten Boden bearbeiten, als einen überkultivirten, will es lieber mit den rohen Landleuten zu thun haben, als mit überfeinerten Städtern; in einem struppigen Waldgebiet läßt sich ein fruchtbarer Acker anlegen, auf einer Sandfläche giebt's nichts als Sand und Staub. Freilich ist's nicht ganz leicht, beim gemeinen Mann den rechten Ton anzuschlagen. Die Euphrosin hat mir einmal hierin eine gute Lehre gegeben. Da ich einst bei ihr und ihrer Lungenentzündung saß, kam die Rede auf Allerlei. Ich trug damals noch nicht lange einen geistlichen Rock, war voll Eifers, und hätte beim Antritte meines Amtes gerne geglaubt, die Welt habe mit ihrer Bekehrung und Besserung darum so lange gewartet, weil ich nicht dagewesen und ihr die Nothwendigkeit derselben auseinandergesetzt hätte. Solche großartigen Gedanken und kühne Hoffnungen schwinden bald, machen aber oft der Muthlosigkeit und einem lahmen „Sehenslassen“ Platz. So erzählte auch ich ziemlich trübselig der Kranken, wie das Geschäft des Seelsorgers ein gar so undankbares sei, wie aller Eifer und alle Anstrengung nichts fruchte, wie Brenneisen aufgehen, wo man Waizen gesäet, und was sonst derlei Klagen sind. Die Euphrosin hört die Lamentation geduldig an und versetzt dann mit ihrer unerschütterlichen Ruhe: „Das wird immer so gewesen sein. Es fehlt unsern Leuten nicht an gutem Willen; sie möchten gerne fromm und gut sein, aber sie verstehen nicht, wie man es angehen soll. Wenn man's ihnen auch noch so schön und hübsig sagt, wie sie sein sollen, so hilft das doch blutwenig, wenn man ihnen nicht auch ganz genau

3

angibt, wie sie's anfangen müssen, um so zu werden. Wir Bauernleute sind gar schrecklich ungeschickt, ihr studierten Herren könnet euch kaum eine Vorstellung davon machen. — Damals hat's mich fast verdrossen, daß mich ein Weibsbild schulmeisterete, aber seither habe ich von Tag zu Tag mehr einsehen gelernt, daß sie die Sache besser verstanden, als ich. Unterrichten hilft mehr als schöne Reden halten.

Wieder die Euphrosine.

Gebeichtet hat die Euphrosin sehr oft und dies in einer Zeit, wo sie sehr wenige Kameraden dabei hatte, oft gar keinen, und wo es an Spöttereien nicht fehlte. Später ist das freilich anders geworden; übrigens hat sich in ihrem Thale auch in der lauesten Zeit der Empfang der hl. Sacramente bei den Leuten nie auf die östliche Zeit beschränkt. Bei dem entscheidenden Wendepunkte in ihrem Leben, als in der Kapelle jener geheimnißvolle Vorgang statt hatte, wo nach der allgemeinen Meinung die verstorbene Mutter ihr erschienen sein soll, hat sie im nächsten Städtchen einen Klostergeistlichen besucht und auch später noch einigemal bei ihm sich Rath's erholt, sonst verrichtete sie ihre Andacht immer in der Pfarrkirche und bei ihrem eigenen Pfarrer, wenn er gerade kein Feind vom Beichtstuhl war und sie ihres östern Kommens wegen tabelte. Sie war nicht leicht abzutreiben, wenn sie sich Etwas vorgenommen hatte, und wußte durch ihre ruhige Festigkeit Jedem Respekt einzufößen. Natürlich hat der Pfarrhof während ihres langen Lebens verschiedene Bewohner gehabt, aber über keinen derselben hat die Buchenbühlerin geschimpft, keinem ihr Vertrauen entzogen. Das Härteste, was in dieser Beziehung aus ihrem Munde kam, war ihr Urtheil über einen Geistlichen, dem Andere sehr Böses nachsagten. Ihr Urtheil lautete: „Er hat ein wenig stark den Miehling gespielt.“ Der Pfarrer, welcher sie in ihrer Kindheit in der christlichen Lehre unterrichtete, sie zum Erstenmal an den Tisch des Herrn geführt hat, war ein alter freundlicher Mann mit einem kleinen Sammkäppchen, der viel betete und Tabak dazu schnupfte. Er ist lange Jahre auf der Pfarrei gewesen, obgleich sie wenig einträgt, und ist auch daselbst gestorben. Bei seinem Tode herrschte im Thale eine so allgemeine Trauer, als ob in jedem Hause der Vater gestorben sei. Viele Jahre nachher war das Grab in schöner Ordnung und geziert

und jeden Sonntag nach der Vesper sammelte sich ein Trupp alter Personen um den kleinen Grabstein, um für den einstigen Seelsorger zu beten. Wie würde die Euphrosin sich wundern, wenn sie wüßte, es gebe in unserm Lande auch einen Ort, wo bei dem zweiten Opfer, das für den langjährigen Ortspfarrer gehalten wurde, kein Mann Zeit fand, in die Kirche zu gehen! — Auf den alten Pfarrer folgte dann eine sehr lange Pfarrverweserei, die von verschiedenen Verwesern ausgeübt wurde. Einem von ihnen versagte die Buchenbühlerin den Gehorsam. Die Sache trug sich eben so zu. Dort zu Lande kann Jeder die Woche hindurch während der hl. Messe beten, was ihm beliebt, am Freitag aber wird gemeinschaftlich der schwerzhaft Rosenkranz laut gebetet; so war es von Alters her Brauch und Herkommen. An diesem Brauch nahm besagter Pfarrverweser Anstoß, vielleicht weil ihn der Rosenkranz im Messelernen störte, und verbot ihn eines Sonntags von der Kanzel herunter. Wenn man den Leuten Etwas nehmen will, so wollen's sie nicht leiden, auch diejenigen nicht, die sonst auf die Sache nichts halten. Der Pfarrverweser erhielt ehrenrührige Titel und der Vogt wurde angegangen, demselben Vorstellungen zu machen und im Namen der Gemeinde gegen seine Anordnung zu protestiren. Der versprach, die Sache bei der nächsten Stiftungsitzung auf's Tapet zu bringen; allein der Freitag kam vor der Stiftungsitzung. Die Kirche war gefüllt wie an einem Feiertage, es war Jedermann begierig zu sehen, wie denn am Freitag ein Gottesdienst möglich sei ohne den schwerzhaften Rosenkranz. Er war nicht möglich; kaum ist der Priester am Altare, so fängt die Euphrosin mit ihrer starken Stimme den schwerzhaften Rosenkranz an und das ganze Volk fällt ein; der Pfarrverweser aber muß eben geschehen lassen, was er nicht ändern kann. Nach der Messe ist die Buchenbühlerin in den Pfarrhof gegangen. Was sie dort miteinander verhandelt haben, weiß ich nicht, aber am nächsten Freitag wurde wieder der schwerzhaft Rosenkranz gebetet und wird gebetet bis auf den heutigen Tag. — Viele mögen den Rosenkranz während der hl. Messe nicht leiden und ich selber halte ihn nicht für das geeignetste Gebet zu dieser Feier; allein was sollen viele Leute sonst in der Kirche treiben? Einige können nicht lesen, Viele besitzen keine Gebetbücher oder haben sie vergessen, was sollen nun diese machen? Aus dem Herzen beten, Betrachtungen anstellen? Ja, wenn das so leicht gethan wäre! Das kann nicht

jeber
Bauern
vielen
Holz zu
dächtig
unglaubi
probiren
lesen. —
er auch
An viele
unter de
geschnat
weiß alle
Mensche
einfältig
aus gute
Durchein
weiß, is
zweiße i
Kirchen
hört, a
und die
Da sie
Ordnung
ordentlich
Darum
und Lei
mit ihre
die And
sprünge.
ihrem ei
sie von
es zufa
bergeht,
Sinn ab
ihrem G
bessere
der ruf
brauchen
wenn e
lerin in
die Han

In d
der Kir
und red
jenigen,
denselbe
tabeln,
genom

jeder Oberamtmanne, wie sollte man es dem Bauernknecht und der Magd zumuthen? Sehr vielen Menschen würde es leichter fallen, ein Kloster Holz zu spalten, als eine halbe Stunde lang andächtig aus dem Herzen zu beten. Wenn dir das unglaublich vorkommt, kannst du es auf der Stelle probiren und dann wieder im Kalender weiter lesen. — Wird aber der Rosenkranz gebetet, so soll er auch recht gebetet werden, langsam und deutlich. An vielen Orten ist es zum Davonlaufen, was da unter dem Namen eines Rosenkranzes zusammengeknattert und gebrüllt wird. Gott versteht gewiß alle Sprachen und da er auch die einfältigen Menschen erschaffen, so hat er sicherlich auch am einfältigsten Gebet sein Wohlgefallen, wenn es nur aus gutem Herzen kommt; aber ob er so ein krauses Durcheinanderlärmen verstehe, von dem kein Mensch weiß, ist es russisch, spanisch oder deutsch, daran zweifle ich. Ich habe dieses Gebet schon in vielen Kirchen ordentlich und unordentlich verrichten gehört, am schönsten aber in unserm Wälderthal, und die Euphrosin hat das zu Stande gebracht. Da sie selber wie ein wahrer Soldat so viel auf Ordnung und Takt hielt, so war ihr alles Unordentliche und Taktlose auch an Andern zuwider. Darum machte sie am Freitage, bei Professionen und Leichenbegängnissen die Vorbeterin und hielt mit ihrer kräftigen Stimme wie mit einem Zügel die Andern zusammen und verwehrete die Uebersprünge. Die Leute hatten auch selber Freude an ihrem eigenen Gebete und waren stolz darauf, weil sie von jedem Fremden darum gelobt wurden, der es zufällig mit anhörte. Wo's so gar kunterbunt hergeht, da sind durch die Gewohnheit Ohr und Sinn abgestumpft, sonst würden es die Leute bei ihrem Gebet selber nicht aushalten. Wer aber eine bessere Zucht und Ordnung hierin einführen will, der rüste sich vor Allem mit Geduld, er wird sie brauchen können und darf von Glück sagen, wenn er einen Bubenbühler oder eine Bubenbühlerin in der Gemeinde findet, die ihm helfend an die Hand geht und den Vorgänger macht.

Noch einmal dieselbe Person.

In der Regel ist an den Leuten, die weit von der Kirche wohnen, zu rühmen, daß sie fleißiger und rechtzeitiger den Gottesdienst besuchen als diejenigen, deren Häuser in der Nähe stehen; an denselben Leuten ist aber auch in der Regel zu tadeln, daß der Segen, den sie aus der Kirche mitgenommen, auf dem Heimwege wieder verloren

geht. Was in der Kirche gehört und gebetet worden, sollte in der Seele noch einige Zeit nachtönen; was ausgesäet worden, sollte in der Stille im Herzen Wurzel fassen. Von der seligsten Jungfrau heißt es: „Maria hörte alle diese Worte und behielt sie im Herzen und erwog sie“. Wie kann aber ein heiliger Ton in der Seele nachhallen, wenn sogleich wieder eine andere Musik erschallt? Wie kann ein guter Gedanke, ein frommer Entschluß, eine gottselige Gesinnung im Herzen Wurzel schlagen, wenn dieses Herz sogleich wieder gleichsam ausgeschüttet wird in lieblosen Reden und schmutzigen Gesprächen? Wie kann eine himmlische Wahrheit im Herzen behalten und erwogen werden, wenn dieses Herz sogleich den irdischen Sorgen und Geschäften, dem Markte und seinem Treiben wieder Thür und Thor aufthut? Also geschieht es aber gar häufig, sobald die Leute über der Kirchenschwelle hinaus sind. Ich will nur leise tabeln diejenigen, welche alsogleich vom Ochsenhandel, von den Kornpreisen, von der Kartoffelkrankheit, vom Heuwetter und der nächsten Wäsche, vom Futtermangel und dem Gerichtsvollstrecker, vom Auswandern und vom Mehltbau und den vielen Schnecken im Garten anfassen; ich will nur einen kleinen Stein auf die Mädchen werfen, die da ihre Bemerkungen zusammentragen über die glitzerigen Kappen, die stadtmäßigen Kleider, die neuen Halstrücker und langen Bänder, die sie heute im Hause Gottes wahrgenommen, und wie es der hoffärtigen Katharina übel geworden: aber das muß ich laut tabeln und darauf muß ich einen harten Stein werfen, daß man sogleich nach dem Gottesdienst, in dem man Gott um Verzeihung seiner Sünden angefleht, unbarmherzig über die Fehler seines Nächsten loszieht und seinen guten Namen beschmutzt, und daß Reden geführt und Spässe losgelassen werden, die nie aus eines Christen Munde gehört werden sollten, und daß Bestellungen gemacht und Zusammenkünfte verabredet werden, an denen der Teufel seine Freude hat. Auch hierin hat die Euphrosin eine schöne Ausnahme gemacht. Wie sie überhaupt schweigsam war, als lebte sie in einem strengen Orden, so redete sie besonders auf dem Heimgang aus der Kirche sehr wenig, und was sie redete, bezog sich auf das in der Kirche Vorgekommene; hatte sie aber die hl. Kommunion empfangen, so sprach sie kein Wort. Sie hätte es für sehr unschicklich gehalten, gewöhnlichen Leuten Audienz zu geben, da ihr Herr und Heiland bei ihr eingekehrt. Du mußt nicht vergessen, daß dieß dieselbe Euphrosin war,

aus deren Munde vor ihrer Umwandlung Gelächter und Neckereien flogen, wie Schneeflocken um St. Nikolaus; allein sie hatte an sich selber erfahren, wie sehr beim Schweigen die Seele sich innerlich sammelt und stärkt, und wie gern und vernehmlich Gott zu einer solchen Seele spricht. Wallfahrten hat sie auch einige angestellt und zwar nach Einsiedeln, wie es damals über dem Wald Brauch war und noch ist. Dagegen war sie in eine einzige Bruderschaft eingeschrieben, in die Rosenkranz-Bruderschaft, und hat die Statuten derselben genau gehalten. Ich habe nie eine ältere Präsesin gesehen und halb grau ist sie noch mit dem „Chäppel“ auf dem Haupte zunächst hinter dem Muttergottesbilde wohlgemuth einhergeschritten. Und auch hier unter den Jungfrauen hat sie auf Zucht und Ordnung gehalten, und war erbaulich, den Anstand und die andächtige Haltung derselben bei feierlichen Anlässen zu beobachten. In späteren Jahren ist sie noch ein Mitglied des Kaverius-Vereins geworden, und in den Bonifazius-Verein hätte sie sich bestimmt aufnehmen lassen, wenn sie Etwas davon gewußt hätte. Denn die Euphrosin hatte keine kleine, enge, eingeschrumpfte Seele, in der nichts Platz fand als ihre Pfarrkirche und der Kirchhof und die Verwandten und die paar Armen im Thal, sie hatte ein warmes Herz für die ganze Welt, ihre Leiden und Kämpfe, ihre Schmerzen und Freuden; und sie war nicht der einfältigen Meinung, als sei der Welt geholfen, wenn die leibliche Noth gehoben und das leibliche Elend gemildert werde, sondern sie hatte die christliche Ansicht, daß vor Allem eine Erstarkung in Glauben und Liebe Noth thue. Darum hatte sie auch ein so klares katholisches Bewußtsein, ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Katholiken auf dem ganzen Erdboden; sie fühlte sich und handelte als gesundes, lebendiges Glied eines großen Leibes, der Kirche, und eben darum strömte auch alle Kraft und aller Segen aus diesem Leibe auf sie über. Es leben um ihre Heimath herum weder Protestanten noch Juden und sie hat solche nur auf Jahrmärkten und auf ihren Wallfahrten nach Einsiedeln gesehen; aber hätten auch solche neben ihr gelebt und hätten ihr sogar Leides zugefügt, sie hätte gewiß keinen gehaßt, keinen verachtet, noch viel weniger ihn und seine Religion verspottet; für Alles, was nicht katholisch, hatte sie blos ein tiefes Mitleiden und ein inniges Gebet. Einen Papst hatte die Buckenbühlerin begreiflich nie gesehen, aber die Bildnisse aller Päpste, die während ihres Lebens auf dem

Stuhl Petri saßen, hatte sie mitten unter ihren vielen Heiligenbildern aufgehängt und glaubte fest und fest, die Päpste hätten so ausgesehen, wie sie da abkonterfeit waren. Wenn in der Kirche im allgemeinen Gebet von Spaltung und Trennung die Rede war, so machte sie sich darüber weit ernstere Gedanken, als du sie machen wirst. Es ist schade, daß sie den neuen Aufschwung im katholischen Leben nicht mehr allenfalls auf einer Mission mit Augen sah; sie hat trotz allen gegentheiligen Anzeichen so fest daran geglaubt! Gefirmt ist sie als kleines Kind von einem Straßburger Bischof geworden und konnte sich dessen nicht mehr erinnern, dagegen pilgerte sie noch im hohen Alter in das Städtlein, um ihren Erzbischof zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Es machte ihr große Freude, daß er so freundlich aussah, und sie behauptete: „Jetzt bet' ich viel leichter für ihn.“ — Wie es unter ihrem Regimente auf dem Buckenbühlerhof gewesen, davon will ich nur zwei Stücklein erzählen. Der Angelbaptist war ein braver Mann und wohlhabender Häusler, der an dem Fehler litt, sich selber gerne zu rühmen, besonders wenn er schon eine gute Weile im Wirthshaus saß. Da er nun nicht sagen konnte: „In dem und dem Jahre bin ich Bürgermeister gewesen oder Ausschuß oder Wahlmann,“ weil er nie Etwas der Art war, so lenkte er das Gespräch auf den Buckenbühl und erklärte: „Dort habe ich zehn Jahre als Grobknacht unter der Phrosin gedient.“ Bei dieser Erklärung dachte sich auch in der That jeder Zuhörer, der Bapstist muß ein ganzer Bursch sein, sonst hätte ihn die Euphrosin nicht so lange behalten. — Derselbe alte Bauer, der behauptete, die alte Jungfer wäre im Stande, Einem Etwas aus der andern Welt zu verrathen, wenn sie dürfte, erzählte mit sichtlichem Wohlgefallen Folgendes: Als er noch jung gewesen, sei er gerne auf den Buckenbühl gewandelt und nicht des alten Buckenbühlers wegen, auch zu der Zeit noch, wie die Euphrosin nicht mehr gejauchzt habe, und wie er hätten's eine Zeit lang viele ledige Bursche gemacht. So sei einmal an einem Sonntagabend die Stube droben voll Buben gewesen und Einer von ihnen habe recht unflätiges Zeug geredet. Da habe ihn die Euphrosin mit den Augen angeblickt und erklärt, er solle entweder sein wüstes Maul halten oder zur Stube hinaus gehen, und da der Bursche nur um so ärger schweinigelte, so habe sie ihm die Hand so kräftig in's Gesicht geschlagen, daß der lange Kerl fast niedergepurzelt. „Er und

wir Alle
biblein u
Andern d
gewehrt.
sönnen
habe dir
Langes u
gelangwe
redet ma
von Herz
wohl sie
Welt, in

Wer
zu erzäh
gerne.
Offizier
gar anm
mit eine
Buch, w
sonst wü
sehen; d
zu führe
mußt du
men. T
warmen
seiner G
fen, de
nebenher
Da der
Herz ha
gerne z
Tages d
sie unter
dienen,
schramm
auf de
zu erklä
auch ein
und da
gossen,
durch d
der M
haben.“
den Ga
wieder
Schildn
er nicht
verschlä
Dienst

wir Alle sind dagestanden wie ertappte Schülerhüblein und ich glaube, wenn sie Einen um den Andern durchgeprügelt hätte, es hätte sich keiner gewehrt. Sie hat Einen mit ihren Augen bannen können," schloß der Alte seine Erzählung. — Ich habe dir da, lieber Leser, von der alten Person ein langes und Breites erzählt und dich wahrscheinlich gelangweilt; allein wen man lieb hat, von dem redet man gerne, und die alte Euphrosin hab ich von Herzen lieb gehabt und habe sie noch lieb, obwohl sie vom Buckenbühl weggezogen ist in jene Welt, in welche sie oft so seltsam hineingeschaut.

Eheliche Liebe und Treue.

Wer viel in der Welt herumkommt, weiß viel zu erzählen; wenn er alt geworden, thut's er gerne. So erzählt ein vornehmer österreichischer Offizier aus seinem Leben und von seinen Reisen gar anmuthige und lehrreiche Geschichten, von denen mir eine absonderlich wohl gefallen. Ich habe das Buch, worin sie steht, nicht gerade bei der Hand, sonst würde ich sie mit seinen eigenen Worten hersetzen; denn er versteht nicht bloß den Degen besser zu führen als ich, sondern auch die Feder. Jetzt mußt du schon mit meiner Erzählung vorlieb nehmen. Dieser vornehme Offizier reist also in einem warmen Sommer nach dem Bade Gastein, um seiner Gesundheit zu pflegen, gute Freunde zu treffen, des Lebens Annehmlichkeiten zu genießen und nebenher zu beobachten, ob's nichts Neues giebt. Da der Herr gar nicht hochmüthig ist und ein Herz hat für die armen Leute, so schaut er auch gerne zu, was diese treiben. Wie er nun eines Tages die Arbeiter an der Eisenbahn betrachtet, wie sie unter vielem Schweiß ihr kärgliches Brod verdienen, bemerkte er unter ihnen auch einen alten, schrammigen Soldaten, der die Tapferkeitsmedaille auf der Brust trägt, die in Oesterreich nicht leicht zu erlangen ist. „Nun," denkt der Herr, „da ist auch ein alter Kriegskamerad, der für den Kaiser und das Land brav gefochten und sein Blut vergossen, und muß jetzt noch Grund karren, um sich durch die Welt zu schlagen. Wenn ich's vermöchte, der Mann müßte mir ein gemächlicheres Leben haben." Als der Offizier spät in der Nacht in den Gasthof zurückkehrt, wo er logirt, stößt er wieder auf den alten Soldaten, der da gleichsam Schildwache steht, nämlich wacht und aufpaßt, ob er nicht einem vornehmen Gaste, der den Vormittag verschläft und um Mitternacht herumgeistert, einen Dienst erweisen und ein Trinkgeld verdienen kann.

Der Offizier macht sich so seine Gedanken, wie es eigentlich doch gescheider wäre, sich in's Bett zu legen und zu schlafen, nachdem man den ganzen Tag schwer an der Eisenbahn gearbeitet, als um eines abgegriffenen Zwölfers willen den nächtlichen Hausknecht zu machen, und wie dieser alte Hausdegen einer von den wunderlichen Kostgängern sein müsse, die der liebe Gott auf Erden habe. Der Herr ist dann später seinen Geschäften und Unterhaltungen nachgegangen und hat den Mann mit dem Medaillon nicht weiter beachtet. Als er jedoch zu Ende der Badezeit in einem prächtigen Wagen auf einer Straße im Böhmerland lustig dahinfährt, gewahrt er vor sich ein anderes, kurioses Fuhrwerk. Ein Mann zieht mit großer Anstrengung einen Karren und auf dem Karren liegt in Betten gehüllt eine blasse, franke Frau, und ein Kind trippelt nebenher und hilft dem Manne, wenn es bergauf geht, und wie der Offizier näher hinkommt, ist der Mann kein anderer, als der alte, schrammige Soldat. Da macht der Herr Halt und der Karrenzieher muß erzählen, wie er zu seinem Fuhrwerk gelangt sei. Wenn ein vornehmer Herr oder eine hohe Dame freundlich mit einem armen Menschen redet, so thut das dem Armen wohl, wie wenn an einem grauen, nebeligen Tag die Sonne plötzlich durch den Nebel bricht, das Herz geht ihm auf und er wird leicht zutraulich. Und wenn ein alter General auf einer offenen böhmischen Landstraße aus seinem Wagen steigt und einem alten Soldaten, der in besseren Tagen Pulver gerochen und Kugeln pfeifen gehört und jetzt mühsam keuchend einen Karren nach sich schleppt, liebevoll auf die Achsel klopf und fragt: Alter Kamerad, wie bist du in diese Umstände gekommen? so wird es dem alten Soldaten wärmer und freudiger um's Herz, als wenn er guten, alten Rheinwein getrunken hätte, und er müßte ein sehr wichtiges Geheimniß in sich verschlossen haben, wenn er es nicht herauslassen sollte. Da nun der Karrenschlepper gar kein Geheimniß hatte, so erfuhr der Offizier bald, was er wissen wollte. Als nämlich der Soldat mit rühmlichem Abschied vom Militär entlassen war, that er Etwas, was die Meisten thun, wenn sie können, — er nahm ein schönes, liebes Mädchen, machte es zu seiner Frau und gründete ein eigenes Hauswesen. Sie führten einige Zeit ein sehr glückliches Leben; aber die Götter beneiden die Menschen um ihr Glück und zerstören dasselbe, sagen die Heiden, und Gott schickt den Menschen schwere Heimsuchungen, damit sie in Schuld für



den Himmel sich erproben, sagen die Christen. Unser Ehepaar erfuhr dieß auch. Auf eine Niederkunft der Frau folgt eine böse Gliederkrankheit und fesselt sie an das Bett. Man gebraucht Hausmittelchen, man ruft Aerzte herbei, man nimmt zu Quacksalbern seine Zuflucht, die Frau versalbt ganze Häfen voll Salben, trinkt große Gläser voll ungueter Arzneien, verschluckt ganze Schachteln voll bitterer Pillen und Pulver, die Krankheit aber bleibt fest in den Gliedern sitzen. Nachdem endlich die Leute, wie die blutflüssige Frau im Evangelium, Alles verdoktert haben, heißt es: Da hilft nichts als Bäder in Gastein und dazu wird es fast zu spät sein. Aber nach Gastein ist ein weiter Weg, das Reisen kostet Geld und die Badwirthe sind noch theurer als die Posthalter, die paar Aecker sind versezet, das Häuschen verschuldet und die Pension klein, wie soll der Mann die Mittel zu einer so kostbaren Reise erschwingen? Die Liebe ist erfindertisch und weiß noch einen Ausweg, wo der kalte Verstand am Berg steht. Der alte Kriegsmann nimmt einen Karren, bettet die gichtbrüchige Frau darauf und fährt sie wie eine Herrschaft in's Bad! Dort hat er dann unter Tags an der Eisenbahn

gearbeitet und ist während der Nacht im Wirthshaus Schildwache gestanden, um einen oder zwei abgegriffene Zwölfer zu fangen. Dabei ist und trinkt er auch nicht Alles, was sein Magen gern haben möchte; die Frau dagegen wird um so besser gepflegt, und wird Alles angewandt, was zur Linderung ihrer Schmerzen und zur Herstellung ihrer Gesundheit der Arzt für dienlich erachtet. War die Badezeit vorüber, so packte der Soldat seine Frau auf den Karren und kutschte sie nach Hause. Das hat viele Jahre so gedauert und die Kranke fand im Bade wohl Linderung der Schmerzen, aber nicht den Gebrauch der Glieder. Gott sieht oft solchen Leiden unglücklicher Menschen lange zu, weil er gar nicht weichherzig ist, wie ein vornehmer Sünder sich vorstellt, der meint, Gott vermöge es nicht über das Herz zu bringen, einen hochmüthigen Sünder in's ewige Feuer zu werfen; allein wenn er den Menschen im Leiden treu erfunden, wenn die Zeit der Prüfung vorüber, so nimmt er ihm das Kreuz ab oder erleichtert es ihm. Vielleicht hebt ihn Gott zu sich in seine Herrlichkeit und Seligkeit, wie die hl. Martyrer nach oft langen Qualen, vielleicht veranstaltet er, daß ein Simon von Cyrene

gezwungen
Kreuz nach
herzigen E
den gießt
bringt, v
nehmen d
einem arm
Landstraße
zahlen läß
sich in Zu
braucht.

E
Der H
Erstmal
alte Sold
den Tag
seidenen
(nämlich
vor ihrer
drehen, z
Seufzer a
wenn sie
wird Ged
punkte se
glichen u
und wass
er Mann
wird die
finden. U
Liebe ist,
Mit kein
getrieben
von Ding
besser am
herzig, i
Niemand
zu wid
oder zu
heit zu f
Augen f
in Wah
Im Frü
die war
ven, zu
Büschel
so regt
Weise r
Fleische
Zug un
Namen

gezwungen wird, dem ermatteten Unschuldigen das Kreuz nachzutragen, vielleicht sendet er einen barmherzigen Samariter, der Del und Wein in die Wunden gießt und den Zer schlagenen in gute Herberge bringt, vielleicht lenkt er die Schritte eines vornehmen österreichischen Offiziers, daß derselbe mit einem armeligen Karrenzieher auf einer böhmischen Landstraße zusammentrifft, sich seine Geschichte erzählen läßt und dann vorsorgt, daß der arme Mensch sich in Zukunft nicht mehr als Saul anzuspannen braucht.

Sonnenlicht und Pechfackel.

Der Herr, welcher vorstehende Geschichte zum Erstenmal erzählt hat, äußert die Ansicht, dieser alte Soldat habe eine schönere und bessere Liebe an den Tag gelegt, als die jungen Stadtherren mit seidenen Westen und gelben Handschuhen, welche (nämlich die Stadtherren, nicht die Handschuhe) vor ihrer Angebeteten niederknien, die Augen verdrehen, zehn Klafter dicke und sieben Zentner schwere Seufzer ausstoßen und mit dem Erschießen drohen, wenn sie nicht Erhörung finden. Diese Ansicht wird Jeder theilen, der nicht gerade in dem Zeitpunkt seines Lebens steht, wo ihm jede Liebe, verglichen mit seiner eigenen, kalt und abgeschmackt und wasserfuppenmager vorkommt; Jedermann, sei er Männlein oder Weiblein, ledig oder verheirathet, wird die Handlungsweise des Karrenschleppers schön finden. Und warum? Weil sie ein Ausfluß wahrer Liebe ist, die jeden Menschen wohlthunend anspricht. Mit keinem Worte wird wohl mehr Mißbrauch getrieben als mit dem Worte Liebe; es wird oft von Dingen gebraucht, wo jede andere Bezeichnung besser am Platz wäre. Ist ein Mensch recht weichherzig, daß er Niemanden Etwas abzuschlagen, Niemanden ein hartes Wort zu geben, Niemanden zu widersprechen, keinen Untergebenen zu tadeln oder zu strafen, keinem Höhergestellten die Wahrheit zu sagen vermag: so gilt er vielleicht in vielen Augen für ein liebreiches Gemüth, während er doch in Wahrheit nichts ist als ein schwacher Tropf. Im Frühlinge, wenn die lauen Lüfte kommen und die warmen Regen, beginnt es zu treiben, zu knospen, zu sprossen, zu grünen und zu blühen an allen Büschen und Hecken, und wenn die Reben blühen, so regt sich der Wein wieder im Fasse: ähnlicher Weise regt es sich, treibt, drängt und zieht es im Fleische und Blute des Menschen, und dieser Drang, Zug und Trieb der Natur wird ebenfalls mit dem Namen Liebe geschmückt und gilt in manchen Köpfen

sogar für eine Tugend, während doch die vernunftlose Creatur diesen Trieb mit dem Menschen theilt. Dieses Ding mag in jener Religion und bei jenen Völkern eine Tugend sein, wo man der Lieberlichkeit Altäre baut. Wenn ein schlechter Kerl ein armes Mädchen bethören will oder ein schamloses Weibsbild einen unverdorbenen Jüngling, so faseln und winseln sie ebenfalls von Liebe, da es doch gewiß das Gegentheil von Liebe ist, einem Menschen auf Erden Schmach und Schande und Gewissensbiße zu bereiten und in der Ewigkeit ein Höllenfeuer anzuzünden. Daß die Geschlechter sich zu einander gezogen fühlen, ist etwas Natürliches, wie daß im Frühjahr die Bäume ausschlagen; etwas Heiliges ist es nur für diejenigen, welche die Natur selber für heilig halten und als Gott verehren, wie das die alten Heiden thaten und die neueren Heiden noch thun. Nach dem Christenthum ist nun die Natur zwar von Gott geschaffen, aber nicht göttlich und heilig, sondern liegt um des Menschen willen unter dem Fluche der Sünde und harret auf ihre Erlösung, wie die Menschenwelt. Auch in die natürlichen Anlagen und Triebe hat der Teufel Unkraut gesäet und liegt namentlich in dem Geschlechtstrieb etwas Zerstörendes und Mordsüchtiges. Darum soll der Mensch entweder diesem Zuge mit Gottes Gnade widerstehen und keusch und enthaltsam leben, oder das Natürliche soll geweiht und unter Gottes besonderen Segen gestellt werden, wie dies auch in der Ehe geschieht. Je uneigennütziger aber die Liebe ist, je mehr sie sich selbst vergißt und für Andere opfert und je länger diese Opferwilligkeit ausdauert, desto schöner und edler ist sie. Daß ein Mann sein Weib liebt und ihr die versprochene Treue hält, so lange sie schön, frisch und jung ist, das wird ihm schwerlich als große Tugend angerechnet werden, und käme fast wie ein Schimpf heraus, wenn man ihn deshalb loben wollte. Hält eine Frau auf Keulichkeit, übt Sanftmuth und Geduld, erzieht mit Fleiß und Verstand die Kinder, besorgt das Hauswesen gut und billig, kocht fleißig das Lieblingsessen, bettet weich und kann den Tabaksdampf ertragen: warum sollte der Mann eine so scharmante Frau nicht gerne haben? Wer wollte denn dem sich feindselig erzeigen, was ihm Nutzen und Vergnügen bringt? Vor so einem Manne hat Niemand besondere Achtung darum und rühmt ihn deswegen, weil er seine Frau freundlich behandelt und nicht nebenausläuft; man meint, das verfehe sich von selber und man müßte einen Corporal mit einem Haselstock herbeiwünschen, wenn

Wirthe,
oder zwei
ist und
gen gern
so besser
zur Ein-
ang ihrer
War die
eine Frau
use. Das
anke fand
ber nicht
it solchen
weil er
r Sünder
nicht über
Sünder
er den
die Zeit
s Kreuz
ihn Gott
wie die
vielleicht
Cyrene

der Schlingel anders thäte. Ganz anders lautet die Sache bei dem armen Manne auf der böhmischen Landstraße. Statt ihm Lust und Freude zu bereiten, verursacht die Frau schweren Kummer und bittere Sorgen; statt ihn in der Arbeit zu unterstützen, entzieht sie ihm seiner Beschäftigung und legt ihm neue, ungewohnte, einem Manne nicht zustehende Arbeiten auf; statt daß die Frau ihm Kost und Bett herrichtet, ihm mit Pflege und Tröstung beispringt, soll er an den Herd und den Waschzuber stehen, und die sieche, lahme Person heben und tragen und trösten. Und er thut es ohne Schelten gegen die Leidende, ohne Murren gegen Gott, ohne Lästerungen über die Welt und thut noch mehr. Alljährlich versteht er den Dienst eines Zugthieres und fährt die Arme viele Stunden weit zu einer Heilquelle, welche Hoffnung zur Linderung der Schmerzen bietet, und er arbeitet den Tag hindurch an der Eisenbahn und des Nachts steht er auf dem Anstand oder lauft Botengänge, um einen abgegriffenen Zwölfer zu erjagen, — und er thut es viele Jahre hinter einander und thut es in einem Badeort, wo ich als armer Mann am allerwenigsten leben möchte, weil mich die reichen, vornehmen Pflastertreter und die seidenröckigen Faulenzerrinnen mit ihrer unsäglichen Langweiligkeit ingrinnig machten. Und warum hat er es gethan? Weil er vor Jahren mit seiner Frau am Altare gestanden und vor Gott und der Gemeinde ihr Liebe und Treue zugesagt, weil er im Herzen mit einem kräftigen Ja und Amen die Ermahnung des Pfarrers besiegelt hat, die da lautet: „Du sollst diese deine Ehefrau lieben, wie Christus die Kirche liebt, ihr mit christlicher Achtung vorstehen, ihr Versorger und Beschützer sein und sie in keiner Noth verlassen, bis der Tod euch scheidet“. Darum ist seine Liebe edel, hochherzig und rührend, lobenwerth vor den Menschen, verdienstreich vor Gott; denn sie ist uneigennützig und opferwillig, wurzelt nicht im Fleisch und Blut, stammt überhaupt nicht von Außen her und zieht ihre Nahrung und ihren Lebensunterhalt nicht von Außen, sondern sie hat ihre Wurzeln inwendig geschlagen und bekommt ihre Kraft und Ausdauer von Innen und von Oben — von der Religion. Ich weiß nicht, hat der alte Soldat kurz oder lang gebetet, ist er oft oder selten in die Kirche gegangen, ich weiß nicht einmal, ist er katholisch oder protestantisch gewesen; aber das weiß ich, daß er recht gebetet und in der Kirche nicht bloß, wie Viele thun, mit dem Leibe gegenwärtig gewesen, kurz daß er lebendiges Christenthum in der

Seele trug und darum auch christlich handelte. Eine solche christliche Liebe ist zu vergleichen dem Sonnenlichte. Sendet die Sonne recht reichlich ihre Strahlen vom Himmel herunter, so gewinnen die Gräser und Saaten Kraft und Nahrungstoff, die Baumfrüchte gedeihen zu Schönheit und Wohlgeschmack, in der Traube entwickelt sich Geist und Feuer, während bei karglicher Sonnenwärme Alles matt und wässerig, kraftlos, schaal und abgeschmackt bleibt. So ist der Mensch ohne christliche Liebe ein kaltes, nasses, fades und geschmackloses Ding ohne Geist, Feuer und Kraft; hat sich aber die Liebe Gottes in sein Herz ergossen, so wird er sehend und durchgeistet, mit Kraft und Feuer erfüllt und zu allen guten Werken tüchtig gemacht. Was ein Mensch von der himmlischen Liebe getragen und durchglüht vermag, wie ihm keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Leiden zu schmerzlich, kein Tod zu qualvoll ist, kannst du aus dem Leben der Heiligen abnehmen. Die Liebe dagegen, die aus Fleisch und Blut stammt und ihr Leben durch äußerliche Dinge zu fristen sucht, gleicht einer Pechfackel; sie wärmet und leuchtet eine Weile mit unheimlichem Feuer unter vielem Rauch und Dampf, bald jedoch hat sie ausgebrannt und hinterläßt einen wüsten, stinkenden Qualm. Zwischen der sinnlichen Liebe und der himmlischen Liebe ist ein Unterschied wie zwischen einem Schnapsbrandy und einer heiligen Begeisterung.

Die unglücklichen Ehen.

An unglücklichen Ehen und Polizeidienern leidet Deutschland keinen Mangel, und vielleicht drückt dich, der oder die du gerade den Kalender liest, gerade an diesem Fleck der Schuh. Zuerst muß ich aber einer vielverbreiteten Ansicht gegenüber bemerken, daß ich darum, weil die Eheleute arm oder krank sind, eine Ehe noch nicht für unglücklich halte. Wenn das Geld und die Gesundheit des Leibes allein glücklich machten, so würden reiche und gesunde Leute allweg in glücklichen Ehen leben, was nach alten und neuern Erfahrungen nicht der Fall ist. Eine der glücklichsten Ehen, die mir vor Augen und zu Ohren gekommen, bildeten zwei alte Leute, die droben in einem abgelegenen Zinken des Schwarzwaldes ein gar armes Leben führten und die hätten müssen Hunger leiden oder betteln, wenn nicht damals die Kartoffeln noch gesund geblieben wären. Die Kinder waren ihnen alle vorausgestorben und das wenige Geld, das sie sich erspart, hatten sie durch einen leichtsinnigen Menschen verloren. In

meiner Ge-
and es fiel
Wer nicht
das alte
lassenheit
dem Blau
meinte sie
und ich h
haben es
jeden Tag
viel Gute
Lünkle“
wir dasselb
sehr leicht
habe den
Aufmerksam
und stille
über den
Schaden d
Stunde a
reden. S
ihren Ma
dem alten
Menge z
ihrem Leb
Benedikt,
zu verspe
mangelte.
alten Pa
erinnere,
einander
Diese Le
daß ich
angubiete
es nicht
Soldat
nicht un
einmal
vielleicht
als bei
erdulden
mancher
hahn ar
wenn er
glückseli
dungs s
Sachen
fahren i
die Su
und das
Nadelst

handelte.
 ichen dem
 t reichlich
 gewinnen
 rungsstoff,
 nd Wohl,
 Geist und
 rme Alles
 geschmack
 Liebe ein
 Ding ohne
 die Liebe
 er sehend
 erfüllt und
 Was ein
 agen und
 engung zu
 a Schmerz,
 aus dem
 dagegen,
 ihr Leben
 leicht einer
 Weile mit
 d Dampf,
 läßt einen
 sinnlichen
 Unterschied
 einer hei-

ern leidet
 cht drückt
 er tiefst,
 t muß ich
 über be-
 arm oder
 lich halte.
 es Leibes
 e und ge-
 ben, was
 der Fall
 vor Augen
 te Leute,
 Schwarz,
 die hätten
 nicht da-
 n wären.
 eben und
 hatten sie
 ren. In

meiner Gegenwart wurden sie einst deshalb bedauert und es fielen harte Reden über den schlechten Zähler. Wer nicht mitschimpfte und nicht jammerte, war das alte Weiblein. Mit großer Ruhe und Gelassenheit erwiederte dasselbe: „Wenn nur das Geld dem Bläse Etwas geholfen hätte, der Vater (damit meinte sie ihren Mann, den Benedikt), der Vater und ich hätten es schon verschmerzen können. Wir haben es ja bisher auch nicht gehabt und doch jeden Tag gegessen. 'S ist freilich zuweilen nicht viel Gutes gewesen, aber wenn nur ein einziges „Lümkle“ in der Suppe geschwommen, so haben wir dasselbe friedlich getheilt“. Ich war damals ein sehr leichtsinniges Stück von einem Studenten und habe den alten Weibern wahrlich keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und doch ist mir die Ruhe und stille Zufriedenheit und der Umstand, daß es über den nicht gescholten, durch den es großen Schaden erlitten, so aufgefallen, daß ich von selber Stunde an Gelegenheit suchte, mehr mit ihr zu reden. So oft nun die Rede auf den Vater, d. h. ihren Mann kam, leuchtete Glück und Freude aus dem alten Gesichte heraus und sie wußte mir eine Menge zum Theil recht lustiger Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen. Dasselbe fand ich beim Benedikt, obwohl er oft die Kartoffeln ohne Salz zu verspeisen genöthigt war, weil ein Salzgrofchen mangelte. Später habe ich mich wieder nach dem alten Paare erkundigt und wenn ich mich recht erinnere, erfahren, daß sie wenige Tage nach einander gestorben seien, wie sie es immer wünschten. Diese Leute kamen mir damals so glücklich vor, daß ich mich nicht getraute, denselben ein Almosen anzubieten, obwohl ich es gerne gethan hätte, da es nicht aus meinem Beutel ging. Auch der alte Soldat mit seinem Karren ist eigentlich nicht nur nicht unglücklich verheirathet, sondern führt nicht einmal eine unglückliche Ehe. Manche Frau möchte vielleicht lieber arm und gichtbrüchig im Bette liegen, als bei gesundem Leibe die schmachvolle Behandlung erdulden, die ihr täglich zu Theil wird und mancher Ehekrüppel würde gerne an der Eisenbahn arbeiten und Nachts den Zwölfsern aufstauern, wenn er nur die Satanin los wäre, der er in unglückseliger Stunde den Ehering gereicht. Allerdings sind Geld und Gut ganz brauchbare nützliche Sachen und die Armuth hat manche sittliche Gesfahren im Gefolge; dennoch ist der Reichthum und die Sucht nach Reichthum der Seele gefährlicher und das Wort des Herrn vom Kameel und dem Nadelohr ist ein zentnerschweres Wort, und die

Wahrheit des Ausspruches des Apostels: „Die reich werden wollen, fallen in die Fallstricke des Teufels“ ist mit einem höhnischen Lächeln noch nicht hinweggespottet und zur Lüge gestempelt. Nichts ist gewöhnlicher, als arme Leute von den Lastern der Reichen reden hören, wie sie ihr Geld in Ueppigkeit und Wohlleben vergeuden oder dasselbe unchristlich festhalten, und doch würden dieselben armen Leute, wenn sie plötzlich steinreich würden, mit ihrem Reichthum ganz dasselbe treiben, vielleicht nur etwas wüster. Wenn sich jeder Dürstige auf die Frage, was er denn mit recht vielem Geld anfangen wolle, aufrichtige Antwort gäbe, so würde er das richtig finden. Freilich kann man sich mit dem Mammon Schätze im Himmel sammeln, das kann man aber mit der Armuth nicht weniger, sondern noch viel leichter. In Beziehung auf das Haben gilt eben das Wort des Apostels: „Wenn wir haben, was wir essen und womit wir uns bekleiden, so laßt uns damit begnügen“. Was da der Apostel für genug hält, das haben in der That die allermeisten Menschen, und doch sind die allermeisten Menschen nicht zufrieden. Die Meisten besitzen, womit sie sich sättigen könnten; aber der Jammer ist, daß sie nicht etwas Besseres und Wohlgeschmeckenderes zur Sättigung haben. Als die Kartoffeln noch wohl geriethen, erscholl die Klage, daß man sich nur und immer mit den langweiligen Kartoffeln behelfen müsse; seit die langweiligen Kartoffeln ausgegangen, ertönte das Geheul, es komme nur eine Suppe auf den Tisch und nichts vor und nichts nach; erscheinen irgendwo Suppe und Kartoffeln, so möchte man gern von Zeit zu Zeit erfahren, wie Kalbsbraten schmeckt, und stellt sich auch der Kalbsbraten ein, so scheint es die Billigkeit zu fordern, auch einen Schluck Wein darauf zu setzen, und so giebt ein Wort das andere. Und womit wir uns bekleiden können, wird fast in jedem Hause angetroffen und wächst auf dem Acker und der Wollweber im Ort webt es; allein das Selbstgepflanzte und Gesponnene ist nicht das Rechte, das vom Modejuden auf dem Markt ist besser; man will nämlich nicht bloß bekleidet sein, sondern man will auch eine schöne Decke haben, wenigstens so schön wie die Andern, als ob man ein Frauenzimmergebethbuch wäre. — Du thätest mir Unrecht, lieber Leser, wenn du aus dem Bisherigen schließen würdest, ich wolle die Armuth verspotten und könne das leicht, weil ich vielleicht mein Schäfchen im Trocknen hätte; im Allgemeinen habe ich die armen Leute weit lieber als die reichen. Ich bin an reichen Herren und vornehmen Damen

und hochmüthigen Geldprozen schon stolz und trozig vorübergewandelt, ohne im geringsten Miene zu machen, den Hut zu rücken, nicht einmal so viel als der Soldat thut, obwohl es der gefällige Anstand erheischt hätte; es sind mir um dieses Benehmens willen auch schon allerhand Titeln, wie Grobian, Bengel und dergleichen zärtliche Aeußerungen nachgeworfen worden und haben mich gar nicht angefochten: aber gegen einen armen Menschen glaube ich nie unfreundlich gewesen zu sein, außer wo ich es für sehr nothwendig und für strenge Pflicht erachtete. Allein das Zammern und Winseln, das Verzweifelthum und Gotts- und Weltanklagen, der Mangel an Vertrauen auf Gott und gute Menschen, das Selbstdispensiren von Gebet und Kirchenbesuch wegen Dürftigkeit, die Faulheit, Arbeitscheue, Zubringlichkeit, Ungenügsamkeit und Gemeinheit vieler Armen halte ich ganz und gar für überflüssig und unerbaulich. Uebrigens benehmen sich die Leute hierin in verschiedenen Orten sehr verschieden. Ich kenne Dtschaften, wo seit Menschengedenken Schwahlhans Küchenmeister ist, wo die meisten Weiber nicht einmal wissen, wie man Kaffee kocht, wo auf wenige Tische das ganze Jahr hindurch anderes Fleisch kommt als allensfalls Schweinefleisch, wo nur Kranke erfahren, wie Weißbrod schmeckt, wo man nicht einmal bei einem Kindtauschmaus Wein trinkt, weil gar kein Schmaus gehalten wird, — und es ist mir da wenig Geheul und Gejammer zu Ohren gekommen, nicht einmal von Solchen, die sich wegen des abwesenden Abendessens mit dem Morgenessen getrösteten, von dem man auch noch nicht wußte, woher es kommen möchte. Die Leute dort zu Lande leben im Ganzen genügsam und zufrieden und ohne Reid auf die vermöglicheren Nachbarn; sie klagen wohl auch ihre Noth und bitten um Abhilfe, aber Alles ohne judenmäßige Aufdringlichkeit und anmaßende Unverschämtheit. Dagegen gibt es Orte, namentlich solche, die früher eines gewissen Wohlstandes sich erfreuten, nun aber durch eigene oder fremde Schuld herabgekommen sind, wo jedoch die Leute noch heutzutage täglich mehrmals Nahrung zu sich nehmen und zwar sehr gutes Brod, wo in Einem Tage mehr Fleisch verspeiset wird, als in obigen Dtschaften in einem Monat, wo nicht nur der Mann zuweilen seinen Schoppen trinkt, sondern auch die Frau so wohl braunen Weibertröst, als einen Schluck Traubensaft sich zu Gemüthe führt, wo der Verdienst nicht gering ist und der Erdboden üppig und fruchtbar, — und doch klagen und jammern die

Leute übermäßig, schelten über göttliche und menschliche Weltordnung, wollen verhungern und verzweifeln, kurz sie thun, als ob sie am Spieße stüden, wie man sich in meiner Heimath ausdrückt. — Merke: was ich da von den verschiedenen Dtschaften gesagt habe, gilt im Allgemeinen und ist nicht auf Einzelne gestichelt. „Es gibt keine Regel ohne Ausnahme; aber ich habe an meinem Weibe keine Ausnahme erwischt“, hat der Specktoni gesagt. — Es verhält sich mit Reichthum und Armuth so: den Reichthum gottgefällig zu gebrauchen, dazu gehört viel christlicher Sinn, lebendiger Glaube und große Selbstverläugnung, und die Armuth gottgefällig zu ertragen, dazu gehört viel religiöser Sinn, lebendiger Glaube und große Selbstverläugnung. —

Eine unglückliche Ehe.

Wie du schon lange wirst bemerkt haben, ich aber jetzt erst wahrnehme, sind wir von den unglücklichen Ehen auf ein ganz anderes Feld verirrt. Da jedoch Handwerksbursche, Studenten und Kalendermacher nicht verirren, sie mögen sich ergehen, wo sie wollen, wenn sie nur von Zeit zu Zeit wieder eine Herberge antreffen, so mag die Sache stehen bleiben, zumal wir doch noch Etwas von der Armuth mit einander zu reden haben. Ich gebe nämlich nachträglich zu, daß auch die Armuth eine Ehe zu einer unglücklichen stempelt, wenn die Armuth eine verschuldete ist, und daß hiebei das Armwerden oder das Berarmen etwas wahrhaft Peinigendes ist. Wir wollen den Hergang in einem Exempel anschauen, weil dadurch die Sache kurzweiliger vor sich geht. Und zwar soll das Exempel in einer Stadt oder einem Städtchen spielen, damit nicht die Stadtleute auf die Meinung gerathen, ich hätte einen Aberglauben gegen sie, weil ich lauter Bauernvolk in den Kalender setze. — Stelle dir also einen jungen Menschen vor, der Arthur heißt und seines Zeichens ein Schreiner oder Ebenist ist und dessen Vater als ehrsamer Bürger auf dem Schuhmacherstuhl handthiert. Dieser Arthur möchte sich als Meister setzen und Hochzeit machen und braudt dazu natürlich eine Braut. Auf dem letzten Bürgerball hat er auch richtig eine gefunden und zwar keine schlechtere als des Buchbinders Frieda. Da die beiderseitigen Alten die Parthie annehmlich finden, so ist die Sache bald in Richtigkeit. Ein Haus wird gekauft, ein Geselle eingestellt, die Hochzeit lustig gefeiert, und die neuen Eheleute schwimmen in einem Meere von Glück und Seligkeit. In

ihrem Ha
und schön
Kästen; d
gebracht,
Bücher,
die kostli
mir nicht
der grund
etwas da
standen z
aber „im
sagt der
spricht, a
sie keine
allein bel
seinen M
Arm zu
auch nich
haus, un
pen zur
traktirt
und Ba
Frieda
weil ihr
langt.
buch die
was man
meinen
es ist m
„Aller A
Lage er
gute Be
sein Sau
guten F
regaliren
liebsten
Schaden
recht vo
Schustern
men, die
lassen, v
Defizit
bezahlt.
und Be
zu strei
führen.
Auslage
und da
weniger
sich beg
verricht

nd mensch
und vers
esse stücken,
drückt. —
enen Deu
nen und in
eine Regel
nem Weibe
ecktoni ge
und We
gebrauchen,
ger Glaube
ie Armuth
l religiöser
Selbstver
en, ich aber
nglücklichen
. Da so
Kalender
gehen, wo
Zeit wieder
ache stehen
on der We
ebe nämlich
ine Ehe zu
rmuth ein
Armwerden
Peinigendes
n Exempel
weiliger vor
l in einer
damit nicht
n, ich hätte
er Bauern
also einen
und seines
und dessen
hubmachers
te sich als
nd braucht
en Bürger
und zwar
rieda. Da
hmlich fin
Ein Haus
ie Hochzeit
schwimmen
gkeit. In

ihrem Hause steht's proper und nobel aus, viele
und schöne Möbel, zierliche Tischchen, elegante
Kästen; die Buchbinderstöchter hat auch Etwas mit-
gebracht, das man darauf und darein thun kann,
Bücher, Guitarre, Schmucksachen und Getüch. Nur
die kostbaren Vorhänge an den Fenstern gefallen
mir nicht, weil mir beim Anblicke derselben immer
der grundlose Verdacht aufsteigt, die Leute treiben
etwas dahinter, was Niemand sehen soll. Es
standen zwar beträchtliche Schulden auf dem Hause,
aber „im ersten Jahre getraue ich mir sie zu tilgen“,
sagt der Arthur, und die Frieda glaubt's und vers-
pricht, auch das Ihrige dazu beizutragen, indem
sie keine Magd halten, sondern das Hauswesen
allein besorgen will. Das Jahr geht gemüthlich
seinen Weg, die Eheleute spazieren oft Arm in
Arm zu allgemeiner Erbauung, der Mann besucht
auch nicht selten vor dem Mittagessen das Wirths-
haus, um etwas Sauerer und einen halben Schop-
pen zur Stärkung zu sich zu nehmen, die Frau
traktirt zuweilen gute Freundinnen mit Kaffee
und Backwerk. Nach einiger Zeit sieht sich die
Frieda doch veranlaßt, eine Magd zu dengen,
weil ihr Zustand Rücksichten und Schonung ver-
langt. Am Ende des Jahres wird in dem Haus-
buch die Bilanz gezogen und es stellt sich heraus,
was man im Staatshaushalt ein Defizit, im ge-
meinen Haushalt Schuldenmacherei heißt, nämlich
es ist mehr ausgegeben als eingenommen worden.
„Aller Anfang ist schwer“ und „Rom ist nicht in einem
Tage erbaut worden“, denken die Leute und machen
gute Vorsätze; aber der Mann sucht regelmäsig
sein Sauerer auf und die Frau hört nicht auf, die
guten Freundinnen mit Kaffee und Backwerk zu
regaliren; muß sie ihnen doch den kleinen aller-
liebsten Arthur zeigen. Das zweite Jahr sollte den
Schaden des ersten einbringen, aber es will nicht
recht vorwärts. Man hatte oft zu dem ehrsamem
Schuster und dem Buchbinder die Zuflucht genom-
men, die Frau hatte im älterlichen Hause mitlaufen
lassen, was nicht niet- und nagelfest war, aber das
Defizit war nicht verschwunden, die Schulden nicht
bezahlt. Wiederum wurden schöne Vorsätze gefaßt
und Berathungen angestellt, welche Ausgabeposten
zu streichen wären, und wie Ersparungen einzu-
führen. Wahrhaft himmelschreiend erschienen die
Auslagen für die Magd. Sie wurde abgethan
und dafür ein Kindsmädchen erworben, das mit
weniger Lohn sich begnügte und mit weniger Essen
sich begnügen mußte, jedoch alle Dienste einer Magd
verrichten durfte. Auch Saueressle und Kaffee

und Backwerk kamen zur Sprache und es fielen
gegenseitig spitzige Bemerkungen und fatale An-
spielungen, beide versprachen Besserung, doch blieb
es einstweilen beim Alten. So geht es einige Zeit
fort, aber statt daß die gehoffte Besserung einträte,
gestaltet sich die Sache immer schlimmer. Der
Buchbinder und der Lederkünstler machen Essig-
gestichter, so oft Jemand von des Schreiners ihr
Haus besucht, und meinen, sie hätten noch andere
Kinder. Dazu kommen weitere Unglücksfälle, die
erwarteten Bestellungen bleiben aus, bald hat das
Arthurchen die Röteln, die Emilie den Keuchhusten
und das Kindermädchen entwickelt einen übermensch-
lichen Appetit, der Kaufmann, der Metzger, der
Bäcker, sogar die Milchfrau werden merkwürdig
unverschämt und schicken jeden Augenblick eine Rech-
nung und verlangen Geld. Der holde Friede ist
entflohen, es fallen nicht bloß spitzige Redensarten,
grobe Vorwürfe werden laut, Eines schiebt die
Schuld auf das Andere; die Frieda hat oft ver-
weinte Augen und mault, der Arthur wandelt oft
sehr verdrüßlich in's Wirthshaus und macht sich
spät auf den Heimweg, Arm in Arm spazieren sie
schon lange nicht mehr. Indes unterlassen sie nicht,
Ersparnisse einzuführen. Der Gesell wird abge-
dankt, weil er das Essen nicht verdiene und einst
an einem Sonntag auf flegelhafte Weise vom
Meister den Wochenlohn begehrte, den doch dieser
selber nicht hatte. Die Kinder bekommen ihre neuen
Kleider nicht mehr aus dem Laden, sondern aus
den alten Kleidern der Eltern, der Mann verspricht,
dem Sauern zu entsagen und bloß noch Abends
beim Sonnenbräu zu verkehren, wo er ohnehin am
meisten Kredit besaß; die Frau ihrerseits gelobt,
unter den Kaffee abscheulich viel Sichorie zu mischen
und ihn ohne Zucker zu trinken. Allein alle diese
Maßregeln erweisen sich als unzulänglich, der
Mangel wird immer fühlbarer, das Beisammenleben immer
qualvoller, die Kinderzucht immer verwahrloster.
Die Schmucksachen sind von den zierlichen Tischchen
verschwunden, von diesen selber sind die meisten
unsichtbar geworden, auch die blankpolirten Kästen
versperren keinen Platz mehr. Wozu sollten sie
auch dastehen, da ihr Inhalt schon lange ausges-
wandert? Auch die Betten prangen nicht mehr so
hoffärtig und die großen schönen Vorhänge haben
recht armseligen Platz gemacht. Wohin sind denn
die Herrlichkeiten alle gewandelt? Einen Theil magst
du bei der alten Späthin antreffen, die sich übel-
hörig stellt und auf Pfänder leiht, den andern

haben Schacherjuden nächtlicher Welle aus dem Hause getragen. Die Frieda hat heimliche Schulden und der Arthur hat ebenfalls heimliche Schulden. Sie schimpft bei Buchbinders über die Schuhmachervantile und nennt sie Bettelvolk, er schimpft bei Schuhmachers über die Buchbinderfamilie und heißt sie Lumpenpack. Was Jedes zu Hause sagt, das sagen sie einander natürlich auch in das Gesicht, und wird dadurch die Eintracht nicht befördert. Das Haus wäre schon verkauft, wenn nur ein Gläubiger die Steigerungskosten daran wagen wollte. Die Leute sind wirklich übel daran und ihre einzige Hoffnung beruht darauf, daß bald Einer der Alten sterbe. Weil aber das kindliche Gefühl in ihnen noch nicht ganz erloschen ist, so denkt die Frieda, der Schuhmacher hat bald den letzten Drath gezogen, und der Arthur sagt, der Buchbinder hat in Kurzem den letzten Kleister angemacht; das Alles bleibt ihren Schwiegereltern nicht verborgen. Auch die Gläubiger setzen auf solche Todesfälle ihre Hoffnungen. Wichtig thun auch die Eltern, was Jeder einmal thun muß, sie sterben und werden zu ihren Vätern versammelt. Aber die Hinterlassenschaft ist nicht so groß, als man erwartet, und auf das Wenige stürzen sich die Kinder, wie hungrige Hunde auf einen Knochen, und die unabtreiblichen Gläubiger machen gleichfalls ihre Ansprüche geltend. Damit ist die letzte Hoffnung zusammengebrochen und das Haus wird verkauft. Da nun der Arthur keine Werkstätte mehr hat, so mag er auch nicht mehr schreinern, sondern verlegt sich von ganzem Herzen, und aus ganzer Seele, und mit allen Kräften auf's Biertrinken und auf's Schimpfen über Staatseinrichtungen und Obrigkeiten, über den leiblichen Vater und über den Schwiegervater und über alle Diejenigen, welche ein eigenes Haus besitzen. Die größern Kinder werden da und dort untergebracht, mit den kleineren zieht die Frieda zu einer weitläufigen Base und holt allmonatlich aus der Armenkassse ihr Almosen. Wenn du nun diese Leute fragst, wie sie so tief heruntergekommen, so antworten sie: „das Unglück hat uns verfolgt“, und wenn du weiter fragst, warum sie nicht wenigstens jetzt noch beisammen leben und das schwere Geschick gemeinschaftlich tragen, so schauen sie dich vielleicht verwundert an und versehen, was sie denn beisammen thun sollten, da sie kein Haus und Geschäft mehr besitzen? —

Vom Prophezeien.

Der Mensch vermag sich zu ändern, so lange er auf Erden weilt, doch kann man oft am Tage der Hochzeit schon den Brautleuten mit ziemlicher Gewisheit voraussagen, ob ihre Ehe ein Lustspiel oder ein Trauerspiel abgeben werde; der ledige Stand ist nämlich eine Art Vorspiel, aus dem man's heraus hört, was kommen wird. Wer im ledigen Stand nichts taugt, taugt in der Regel auch im Ehestand nichts, und wie das Leben des Ledigen, wenn es ein rechtschaffenes und gottgefälliges sein soll, aus dem religiösen Glauben sich erbauen muß, so muß auch das eheliche Leben, wenn es ein glückliches sein soll, von der Religion getragen und geweiht werden. „Die Ehe ist ein Geheimniß in Jesu Christo“, sagt der Apostel, während sie in unsern Tagen von Vielen bloß als ein bürgerlicher Vertrag betrachtet wird. Weil unsern Sinnen und Trachten, Wirken und Streben fast ausschließlich auf's Sichtbare, Handgreifliche und Genießbare geht, ist für das Höhere, Geistige und Heiligende in der Ehe aller Sinn abhanden gekommen. Das Gebet und mit dem Gebet der Segen von Oben ist aus vielen Haushaltungen verschwunden; man denkt, wer sein Handwerk tüchtig versteht oder eine anständige Befoldung vierteljährig bezieht, habe das Beten nicht nöthig und brauche Gott damit nicht überläßig zu fallen. Der fleischliche Mensch versteht eben nicht, was des Geistes ist. Von der hohen Würde und Wichtigkeit, die in der Gründung einer Familie liegt, von der großen Verantwortung, die Vater und Mutter um der Nachkommen willen übernehmen, haben viele junge Leute auch nicht einmal eine bloße Vorstellung. Ist es nun irgendwo im Werk, daß aus einem Junggesellen ein Mann, aus einem Mädchen eine Frau werde, so wird das Fleischliche, Greifbare und Genießbare in reifliche Erwägung gezogen. Ob der Beabsichtigte oder die Beabsichtigte ein erträgliches Aeußeres und ein hübsches Lärvokein besitze, ob ihre Güter den eigenen an Größe und Fruchtbarkeit entsprechen, wie viele Gulden oder Thaler sogleich eingebracht und wie viele dereinst zu erhoffen, ob man in eine große Freundschaft hineingerathe und dadurch die Kundschaft gewinne, das und Aehnliches wird auf das Genaueste durchmustert; ob aber der oder die Erwählte den Eltern unterthänig und gehorsam, mit den Geschwistern verträglich und friedfertig, gegen Untergebene bescheiden und leutselig, in der Kirche andächtig und

ehrerbietig
geben und
beit willig
und nicht
in Worte
müthig u
bisher ern
in Anschl
als eine
christlichen
Versorg
nicht gar
kerl das
taschen,
trozig au
gemachse
fährit du,
freies Gu
wie der C
beit keine
nicht abg
Parthie f
dem Sep
Aber der
trozigem,
der Pfar
köpfigsten
Kamerad
haus nic
und Hän
boten in
sein Bier
thätigen
treu-brav
schon un
brechen,
mich und
komman
einmal C
die Fäup
Sepp w
und sein
daß er s
Hemd an
müthig a
nur eine
der Hoch
und deir
trachte
wie bes
Umgang

lange er
Tage der
icher Ge-
Spiel oder
ge Stand
man's
ledigen
auch im
ledigen,
lages sein
nen muß,
ein glück-
t und ge-
ß in Jesu
in unfern
cher Ber-
innen und
schließlich
benießbare
Heiligende
n. Das
von Oben
en; man
oder eine
habe das
mit nicht
ensch ver-
Von der
er Grün-
Berant-
er Nach-
unge Leute
Ist es
em Jung-
eine Frau
bare und
gen. Ob
in erträg-
ein bester,
b Frucht-
er Thaler
nft zu er-
aft hinein-
inne, das
te durch
den Eltern
Schwestern
ebene be-
chtig und

ehrerbietig, der katholischen Kirche von Herzen er-
geben und ihren Anordnungen folgsam, bei der Ar-
beit willig und unverdrossen, bei Lustbarkeiten mäßig
und nüchtern, im Betragen eingezogen und züchtig,
in Worten ehrbar und wohlständig, im Glücke demüthig
und im Unglücke getrost und muthvoll sich
bisher erwiesen, — das wird gar nicht oder zuletzt
in Anschlag gebracht. Die Ehe wird dann nicht
als eine Anstalt zur gegenseitigen Heiligung und
christlichen Erziehung der Kinder, sondern als eine
Versorgungsanstalt betrachtet. Ist jedoch dies
nicht ganz gleichgültig? — Da steigt so ein
Kerl das Dorf herauf, beide Hände in den Hosens-
taschen, die Pfeife im Mund, den grauen Filz-
troßig auf der Seite. Er ist jung, stark, wohl-
gemachsen; wenn du Nachfrage nach ihm hältst, er-
fährst du, daß seine Eltern ein schönes, schulden-
freies Gut besitzen und nur zwei Kinder da sind,
wie der Sepp ein ganzer Kerl ist und in der Ar-
beit keinen fürchtet, auch sich mit den Weisbilbern
nicht abgiebt. Wäre der nicht eine scharmante
Parthie für deine Tochter. Ja freilich, wenn von
dem Sepp nicht auch noch Anderes bekannt wäre?
Aber der Herr Lehrer klagte schon immer über den
trogigen, widerspänstigen, rechthaberischen Buben,
der Pfarrer nannte ihn den unfolgsamsten, starr-
köpfigsten unter allen Christenlehrpflichtigen, seine
Kameraden behaupten, man dürfe ihn im Wirths-
haus nicht widersprechen, wenn man nicht Streit
und Händel und Schlägereien wolle, die Dienst-
boten in seines Vaters Hause erklären, sie würden
kein Vierteljahr im Hause bleiben bei dem gewalt-
thätigen Hitzkopf, wenn sie es nicht wegen seinen
kreuzbraven Eltern thäten; seine Mutter hat ihn
schon unter Thränen gebeten, seinen Starrsinn zu
brechen, und er hat geantwortet: „ich bin Herr für
mich und lasse mich nicht von einem alten Weibe
kommandiren“, sein Vater hat gegen seinen Troß
einmal Ernst brauchen wollen, und der Sepp hat
die Fäuste gegen ihn geballt. Glaubst du, dieser
Sepp werde über Nacht seine Natur verändern
und seine alte Gewohnheit ablegen? Wohl möglich,
daß er sagt: „beim Heirathen zieht man ein anderes
Heind an“, wohl mag er vor deiner Tochter sanft-
müthig wie ein Lamm sich zeigen; das Alles ist
nur eine vorgehaltene Maske, wenige Wochen nach
der Hochzeit wird der Tyrann seine Krallen zeigen
und deine Tochter ist eine Sklavin. — Oder be-
trachte jenes Mädchen, wie reizend von Ansehen,
wie bescheiden in ihrem Benehmen, wie gefällig im
Umgange, wie verständig in ihren Aeußerungen,

1854.

wie schamhaft in ihrem ganzen Gebahren! Wird
dieses Mädchen nicht dereinst einen Mann beglücken?
Dieses schöne, stille, brave Mädchen ist von Haus
aus verzärtelt, nie einen halben Tag lang unab-
lässlich am Waschzuber gestanden und hat von der
scharfen Lauge blöde Hände bekommen, nie hat es
sich am Schläfe abgebrochen, nie seinem Gaumen
Etwas versagt. Ja könnte es eine gnädige Frau
werden und Dienerschaft halten, so stände es einem
Hause wohl an; aber für seinen Stand ist es ver-
dorben, wird sich unglücklich fühlen unter der
ungewohnten Last und Arbeit und der Mann seine
Unzufriedenheit äußern, weil er keine Gehilfin an
ihm gefunden. Die Mädchen fragen oft nur, ob sie
bei einer Verbindung allensfalls glücklich werden,
nicht aber, ob sie auch die Eigenschaften besitzen,
einen Anderen glücklich zu machen. Was läßt sich erst
Gutes erwarten, wenn so ein gefallsüchtiges Geschöpf
die schönsten Jahre des Lebens in leeren Liebeleien,
in eiteln Träumen, unter zärtlichen Verhältnissen
zugebracht und Wort und Herz schon zehnmal auf
ewig weggeschenkt hat? Wird die Treulose oder
Bielgefäuschte nicht wieder treulos oder getäuscht
werden? Oder wie mag ein Mädchen Glück von
der Hand eines Mannes hoffen, der schon Andere
unglücklich gemacht, wie auf das Wort eines Mun-
des bauen, der mit den heiligsten Versprechungen
ein sündhaftes Spiel getrieben? Was ist nun erst
von den Vorbereitungen zu melden, die auf ein
solches Bündniß hin getroffen werden? Auch hier
wird das Augenfällige und Leibliche berücksichtigt,
während die Seele fast leer ausgeht. Damit der
Leib gehörig prange und seinen Ehrentag würdig
begehe, werden Schneider und Nätherinnen auf-
boten und müssen all' ihre Kunstfertigkeit anwenden,
auf daß kein Tadel sich erhebe, und wird in diesem
Stücke keine Sorgfalt vermißt. Damit der Magen
diesen wichtigen Zeitpunkt angemessen feiere und
zugleich der Better Kronenwirth einen guten Tag
habe, wird ein prächtiges Gastmahl veranstaltet
und im Essen und Trinken nichts versäumt. Und
damit die übrigen Leibesglieder nicht über Vernach-
lässigung klagen, und die Braut leichter die mädchen-
hafte Scham ablege, werden die Musikanten in Be-
wegung gesetzt und züchtige Wälzerlein unter auf-
erbaulichen Gesprächen und Gesängen aufgeführt.
Allein die Seele von dem eingerosteten Unrath
der Sünde zu reinigen, das Gewissen in Ordnung
zu bringen, mit Gott Abrechnung zu halten, das
Herz mit frommen Gedanken und Empfindungen
zu schmücken, den Heiland demüthig zu dem Ehren-

4

tag einzuladen, dazu will die Zeit nicht ausreichen. Vor Alters haben die Brautleute mit ihrer Vergangenheit gebrochen und eine Generalbeichte abgelegt, jetzt findet man dies ganz überflüssig, dies weil die jungen Leute ohnehin die hl. Sakramente mit großer Würdigkeit und Inbrunst empfangen. Gebe Gott, daß die Jugendbündnisse die Sache bessern und die Gesellenvereine!

Ein Exempel.

Wenn ich aber die ledigen Leute in Bausch und Bogen hart angelassen habe, so will ich damit nicht läugnen, daß es schöne und rühmliche Ausnahmen gebe, um so schöner und rühmlicher, weil es Ausnahmen sind. Für diese, und ich hoffe, in andern Gegenden, wo der Kalender auch gelesen wird, sind sie zahlreicher, will ich ein altes Exempel hersetzen. Vor etwa 400 Jahren hat in Spanien ein junger Mensch gelebt, der Ferdinand Ruz, geheißen und später als berühmter Mann gestorben ist. Als er noch jung und mit Arbeit nicht überladen war, erging's ihm, wie es schon Vielen ergangen, die keine Spaniolen sind, — er verliebte sich in eine blühende Landsmännin. Damals war es Sitte, die Herzen mit Kavallerie zu erobern, d. h. die Liebhaber ritten täglich mehrmals in zierlicher Haltung an dem Hause vorüber, in welchem die Herzdame athmete, um dadurch ihre zärtliche Huldigung an den Tag zu legen. Die Erwählte unseres Ferdinand blieb auch nicht ungerührt, seine ritterlichen Bewerbungen und schwärmenden Blicke wurden freundlich entgegengenommen. Auch stand ihrer ehelichen Verbindung sonst nichts im Wege; er war unabhängig und reich, sie dagegen zwar sehr schön und adelig, aber es mangelte ihr an dem, was die Welt regiert. Mit solchen Mädchen pflegen Eltern und Verwandte nicht absonderlich spröde zu thun, wenn ein reicher, braver Freierrmann anklopft. Und doch ist nichts aus der Heirath geworden. Obwohl nämlich seine Neigung zu der Geliebten übergroß war und ihr Bild Tag und Nacht vor seinen Augen schwebte, so konnte er doch einer tief inneren Angst und Besorgniß sich nicht erwehren, als ob die Verbindung mit dieser Person seinem Seelenheile Gefahr drohe, und Gottes Huld und Segen nicht darauf ruhen werde. Der junge Mann hatte nämlich noch die altväterische Gewohnheit, in wichtigen Angelegenheiten nicht bloß gute Freunde und verständige Menschen, sondern auch Gott zu Rathe zu ziehen, ihm sein Anliegen im Gebete vorzutragen und in demüthiger Ergebung

auf seine Mahnung und Warnung zu achten. In dieser Sache jedoch vermochte er nicht in's Reine zu kommen, weil die innerliche Besorgniß und Warnung mit seiner sinnlichen Neigung in gar so argen Widerstreit geriethen. Ein solch' innerer Kampf ist aber zu peinlich und qualvoll, als daß er in die Länge zu ertragen wäre, man muß sich zuletzt entweder dem Geiste oder dem Fleische, Gott oder dem Teufel ergeben. Um daher diesem Kampfe ein Ende zu machen, beschloß Ferdinand Ruz, einen Mann zu berathen, dem er in göttlichen Dingen große Weisheit zutraute. Dieser Mann war der hl. Johannes von Gott, der zuerst ob seines seltsamen Benehmens für wahnsinnig gehalten, in's Irrenhaus gesperrt und schwer mißhandelt, bald aber als Held der Nächstenliebe und Wunderthäter angestaunt und verehrt wurde. Ehe er aber dem Gottesmanne seine Herzensangelegenheit offenbarte, stellte er dessen vielgerühmte Nächstenliebe auf die Probe, um zu erfahren, ob's denn derselbe auch wirklich gut mit ihm meine. Er gab ihm nämlich vor, wie er durch bedeutende Schulden bebrängt und der Verzweiflung nahe sei, und bat ihn um Rath und Hilfe. Der arme Johannes hatte in der That die seltene Eigenschaft, fremde Schulden zu bezahlen, und da er selber nichts besaß und vom Almosen lebte, mußte er das Geld dazu zusammenbetteln. Das that er denn auch unserm Ferdinand zu Gefallen und gab sich erschreckliche Mühe, die große Summe aufzubringen. Nachdem der junge Mann auf diese Weise die Nächstenliebe des Dieners Gottes erprobt hatte, eröffnete er erst sein wahres Anliegen. Johannes gab ihm den fast seltsamen Rath, einstweilen gar keinen Beschluß zu fassen; sie wollten beide jeden Tag in einer bestimmten Stunde recht beten, damit ihnen Gott das Rechte in den Sinn lege. Wenige Tage nachher ritt der Verliebte, nach seiner Gewohnheit durch die bekannte Straße, um einige süße Blicke in das Fenster hinaufzuwerfen und einige ditto von dort her aufzufangen. So ist er bei dem Hause angelangt, schon hat er das Fenster fast erreicht, da widersezt sich das Pferd und wird scheu und wild. Der Reiter weiß nicht, was das bedeuten soll; er spricht dem Thiere freundlich zu, streichelt und tätschelt es am Halse, aber es will nicht vorwärts und bleibt eigenstänig stehen; er setzt die Spornen an, drängt es mit Gewalt, aber es bäumt sich und weicht zurück. Da er sich nun vorn über beugt, um zu erforschen, ob dem Gaul vielleicht ein Hemmiß im Wege liegt, da ist es ihm, als gähne vor ihm ein tiefer, boden-

loser Ab-
Anblick
dieses Ze-
seiner Lie-
ein. —
Fensterpa-
bodenlosen
strecken,
ohne daß
welche be-
Zeitliche,
oder Wol-
ersäunlic
Kauf gen-
ste ohne
Eifersuch-
und allen
wollen ka-
Hochzeit
den Gef-
aus ihre
ste mit
Wort de
sact, wir

Wien
Leute d
überall,
trotz der
Stiftung
Lande.
Wien ei
Gnaden
dürftig
rauchte.
dinge m
geffen
doch vo
sich mit
Der M
Weg
jedoch
im Eo
betteln
zu helfe
Instrum
bringen
verstan
ihm au
die eige

lofer Abgrund. Entsetzen durchrieselt bei diesem Anblick sein Gebein, er wendet das Pferd um, läßt dieses Zeichen sich zur Warnung dienen, entragt seiner Liebe und schlägt einen andern Lebensweg ein. — Nun macht zwar nicht jeder Heirathslustige Fensterparade zu Pferd, und nicht jeder sieht einen bodenlosen Abgrund den Nachen gegen sich aufstrecken, dennoch stehen viele an solchem Abgrund, ohne daß sie etwas davon merken. Alle nämlich, welche bei ihrer Verehelichung bloß das Irdische und Zeitliche, Hab und Gut, Verdienst und Kundschaft oder Wohlgestalt des Leibes berücksichtigen. Es ist erstaunlich, was mit dem Geld oft Alles in den Kauf genommen wird. Der Abgrund aber, an dem sie ohne ihr Wissen stehen, ist die eheliche Untreue, Eifersucht, häusliche Streitigkeiten und Zerwürfnisse und aller Jammer, der in einer Familie sich einmischen kann. Sie haben den Heiland nicht zur Hochzeit eingeladen, sie haben ihre Verbindung ohne den Gekreuzigten geschlossen, darum erblüht ihnen aus ihrem Bunde auch kein Heil, darum werden sie mit Hayskreuzen belastet. Auch hier hat das Wort des Apostels Geltung: „Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleische Verderben ärndten“. —

Der Spielmann.

Wien ist eine große Stadt und sollen viele reiche Leute darin wohnen, doch fehlt es daselbst, wie überall, auch nicht an Armen, und in Städten ist trotz der vielen Wohlthätigkeitsanstalten und milden Stiftungen der Arme noch ärmer, als auf dem Lande. So lebte unter den vielen Tausenden in Wien ein alter abgedankter Soldat, dem man als Gnadenbrod gerade so viel gelassen, daß er nothdürftig den Tabak zu kaufen vermochte, den er rauchte. Nun kann man beim Tabakrauchen allerdings manches Unangenehme und Verdrießliche vergeschlingen und verschmerzen, aber der Magen macht doch von Zeit zu Zeit sein Recht geltend und will sich mit blauem Dampf nicht beschwichtigen lassen. Der Mann mußte sich daher auf einem andern Weg Brod zu verschaffen suchen. Es war ihm jedoch zu Muthe wie dem ungerechten Verwalter im Evangelium, graben konnte er nicht und zu betteln schämte er sich. Aus solcher Verlegenheit zu helfen ist eine Geige ganz geeignet. Ein solches Instrument wußte der alte Soldat an sich zu bringen und zu seinem Brodkorbe zu machen. Zwar verstand er vom Geigen blutwenig, allein es war ihm auch gar nicht darum zu thun, durch Spiel die eigenen und fremden Ohren zu kitzeln und Lob

und Beifall zu erhaschen, sondern Geld zu verdienen. Vielleicht trug er sich auch mit der geheimen Hoffnung, wenn's nicht sein klinge, würden ihm die Leute lieber und schneller geben, damit er bald aufhöre. So zog er also mit seinem Geiglein auf Spaziergänge und Belustigungsorte und krazte den müßigen Leuten etwas vor. Sein Begleiter und Gehülfe bei dem Geschäfte war ein Pudel. Während nämlich der Soldat den Darmsaiten Töne entlockte, hielt der Pudel dessen Hut in der Schnauze und präsentirte ihn den Lustwandlern, damit sie Kupfer und Silber hineinlegten. Eine karge, neidische Seele nimmt vielleicht Aergerniß daran, daß der arme Teufel auch noch einen Pudel gehalten und gefüttert, ich aber nehme es ihm gar nicht übel. Einem alten Manne, der weder Haus noch Acker, Vater, Weib noch Kind und Regel, weder Better noch Base hat, der unter den vielen Menschen einer großen Stadt wie ein Fremdling lebt, den Keiner beachtet und an dem Niemand theilnimmt, einem solchen Manne ist doch wohl zu gönnen, daß er sich ein Thierlein hält, mit dem er spielen, sich unterhalten und Freud und Leid theilen kann. Mit dem Pudel und der Geige hat der alte Schnurrbart lange Zeit sein Leben kümmerlich gefristet; den einen Tag gab's viel, den andern wenig oder gar nichts, der Kapitalsteuer ist er nicht verfallen. An einem schönen Feiertage im Sommer kommt er aus der Kirche, wo er Gott ganz besonders inbrünstig angefleht, er möge ihm doch heute gute Herzen zuführen, damit er sich für einige Tage das Nöthige erzeige, weil ihm das tägliche Hinauswandeln alsgemach schwer falle. Das Mittagessen hinderte ihn nicht, frühzeitig auf dem Plage zu erscheinen; denn den Abend vorher ist Alles aufgezehrt worden und muß bis wieder Abend gewartet werden. Nun, ein alter Soldat, der Feldzüge mitgemacht, ist so etwas gewohnt und dem Pudel ist's just auch nichts Neues. Sie ziehen also mit einander hinaus in den Prater und wählen sich einen Standort, wo gewöhnlich viele Spaziergänger vorüberwandeln. Richtig steht's auch nicht lange an, so kommen sie daher gefahren, geritten und gelaufen, Hoch und Nieder, Bornehm und Gering, Reich und Arm, Damen und Herren mit kunstreichen Locken, Seidenkleidern, großen Halstüchern, Brillen, Glasköpfen, Schnurrbärten und Ordenssternen. Allein mit der Menge Lustwandler findet sich auch eine Anzahl von Orgelirern, Harfenmädchen, Taschenspielern und dergleichen Leuten ein, offenbar in der Absicht, ein Abendessen zu erkünsteln. Der alte Soldat mar-



tert aus allen Kräften sein Instrument, der Pudel hält den Hut in der Schnauze und lugt mit sehnsüchtigen Augen in die Höhe. Aber die Leute ziehen vorüber, werfen einen flüchtigen Blick auf den Alten, lassen zuweilen ein spöttisches Wort fallen über sein erbärmliches Gefrage; den Hund mit dem Hute beachtet Niemand. Schon neigt sich die Sonne, Viele schicken sich an zum Heimgang, immer heftiger quält der Soldat seine Geige, der Pudel stellt sich auf die Hinterfüße, um den Leuten den Hut recht nahe unter die Augen zu bringen: allein entweder hat der Kriegsmann heute morgen schlecht gebetet oder die Leute haben das Gelübde gethan, an diesem Tage keinem Hunde Etwas zu schenken; der Hut bleibt leer. Müde von der langen Krazerei und niedergeschlagen durch die Erfolglosigkeit, legt der Alte sein Instrument bei Seite, stützt den Kopf mit beiden Händen und giebt seinen Gedanken Audienz. Also darum ist er so alt geworden und unverletzt durch so viele Schlachten gekommen, daß er in den letzten Tagen hungere und bettelt! Wäre es nicht weit besser und schöner gewesen, wenn ihn in der Blüthe und Kraft seiner Jahre mitten im Kampfgewühl eine Kugel todt niedergestreckt hätte? Er denkt an sein armseliges

Lager daheim, denkt an das Nachessen, bestehend aus einer Pfeife Tabak, denkt an alle die schönen Leute, die heute an ihm vorübergegangen, die sich Christen nennen, heute morgen in der Kirche gewesen und Geld im Sack haben und ihm Hunger und Kummer hätten ansehen sollen. Er sitzt da wie von Gott und der Welt verlassen. Gott hat ihn jedoch nicht vergessen, hat sein Gebet gehört und seinen Kummer gesehen. Nicht weit von dem alten Soldaten sitzt auf einer Bank ein fein gekleideter Herr, der schon eine gute Weile dem lohnlosen Zermartern der Geige zugeschaut. Dieser steht auf, tritt zu dem Armen hin und nimmt die Geige, indem er spricht: „Leih mir eure Geige eine Weile, Alter.“! Dann spielt er auf dem Instrumente so süß klagend, so wehmuthsvoll und trauerreich, daß die Spaziergänger freudig überrascht und erstaunt stehen bleiben. Der Soldat wundert sich über alle Maßen, wie seine Geige auf einmal so geschickt geworden, und wie in dem alten Holze Töne wohnen, von denen er keine Ahnung hatte. Selbst der Hund bekommt wieder Muth und streckt den Leuten mit neuem Vertrauen den Hut entgegen. In der That scheinen auch jetzt erst die Leute die Entdeckung zu machen, der

Hund se
münzen
dann im
mangelun
Silberstü
Hund v
leert der
daten. T
hatte es
flingt es
Zuhörer
kanten, a
herbei, d
wieder u
nicht geh
sich gefü
legt die
segne eu
sein „W
jener da
verkaufen
den Hei
wer den
der das
antwort
der berü

In de
Wander
mahnt n
von den
ehe dass
das Wa
machen
lichen, f
der Rei
schaften,
barbiete
bodens
eifern;
nicht so
neuen
ben die
einmal
lauben,
vom H
Schiff
im frei
aussetz
sich lei

Hund sei nicht umsonst da; es fliegen Kupfermünzen in den Hut, anfänglich nur tropfenweise, dann immer reichlicher, und da ein Herr in Ermangelung von Münze ein ansehnliches blankes Silberstück hineinwirft, findet er Nachahmer. Der Hund vermag den Hut kaum mehr zu halten, darum leert der Geiger denselben in die Tasche des Soldaten. Dann beginnt er sein Spiel auf neue Weise; hatte es vorhin bittend und traurig geklungen, so klingt es jetzt dankend, jubelnd und jauchzend. Die Zuhörer drängen sich immer dichter um den Musikanten, aus allen Theilen des Lustortes strömen sie herbei, die auf dem Heimwege sich befinden, kehren wieder um, solche Klänge sind im Prater noch nicht gehört worden. Da der Hut zum zweitenmal sich gefüllt, stellt ihn der Fremde neben den Alten, legt die Geige dazu mit den Worten: „Gott segne euch, Vater“, und ehe dieser im Stande ist, sein „Bergelt's Gott“ herauszubringen, hat sich jener davon gemacht. Während nun die Leute sich verlaufen und der Soldat mit frohem Herzen auf den Heimweg sich begiebt, fragt Einer der Andern, wer denn der fremde Herr gewesen, und der Mann, der das blanke Silberstück in den Hut geworfen, antwortet: „Das ist der Alexander Boucher (Busche), der berühmte Violinspieler.“

Von der Nächstenliebe.

In der Gegenwart hat gleich den Zugvögeln ein Wandertrieb die Menschen ergriffen, und gemahnt mich dieser Umstand oft stark an die Sage von den Ratten, welche das Schiff vorher verlassen, ehe dasselbe zu Grunde geht. Warum sie über das Wasser ziehen und was sie dort suchen, daraus machen sie kein Hehl, und wollten sie es verheimlichen, so verriethe bei Vielen ihre Absicht das Ziel der Reise — Californien und Australien, Landschaften, die nicht viele Annehmlichkeiten des Lebens darbieten, dagegen Gold im Schooße des Erdbodens tragen. Ich will mich nicht dawider erheben; nur sollte man die alten Spanier deshalb nicht so hart anlassen, weil sie auf das Gold der neuen Welt so erpicht gewesen, denn offenbar haben die Leute heute noch denselben Appetit. Nicht einmal darüber will ich mir eine Bemerkung erlauben, daß man arme Leute, um sich dieselben vom Halse zu schaffen, auf Gemeindefosten in ein Schiff setzt, und mit wenigen Gulden in der Tasche im fremden Lande und unter fremden Menschen aussetzt und ihrem Schicksale überläßt. Zwar läßt sich kein wesentlicher Unterschied absehen zwischen

dem Rennen und Jagen nach Gold und zwischen dem Dienste, den die Juden dem goldenen Kalbe erwiesen, die Wanderung selbst aber von Osten gegen Westen, wie sie geschichtlich mehrmals stattgefunden, ist gewiß nicht zufällig, sondern ein Werk der Borsehung. Man weiß es in jedem Dorf, daß Eltern, welche ihre Kinder verwahrloßt oder verzogen haben, oft gerade durch diese Kinder für ihre Nachlässigkeit und Thorheit gestraft werden. So könnte ja auch das altersschwache Europa durch den Ausschuß, den es in die neue Welt sendet, dereinst die gebührende Züchtigung erhalten. Es ginge fast gegen die stitliche Weltordnung, wenn wir für unser gottloses Treiben und unsere hochmüthige Verkehrtheit nicht empfindlich büßen müßten. — Aber ist's denn in unserm Lande so unwohnlich und unerträglich, daß ihm so Viele den Rücken kehren. Sind wir in der That in so tiefe Armuth versunken, daß der Hunger zum Auswandern nöthigt? Wenn man unsere zierlichen Bahnhöfe und die vielen Fabrikpaläste, sowie die großen Bäder und Wirthshäuser anschaut, wenn man die Summen bedenkt, welche alljährlich ganz unnöthigerweise für Cigarren ausgegeben werden, wenn man an Sonntagen die vielen Seidenfäden auch auf dem Lande und in manchen Gegenden feinen Tuchröcke bei Bauernknechten wahrnimmt, so könnte man auf die Meinung gerathen, unser Vaterländchen sei entweder das Land, wo Milch und Honig fließt, oder liege wenigstens gleich daneben. Allein wie ein Baum zuweilen noch grünt und blüht, während er doch faul ist, oder wie ein Haus einen schönen glatten Anstrich hat, während sein Fundament zerrüttet und das Gebälke morsch ist, oder wie unter einem Seidenkleid zuweilen das Hemd fehlt, so sind in Betreff des Wohlstandes unter dem Glanz und Firnis bedeutende Schäden vorhanden. Die Noth ist in manchem Hause und mancher Ortschaft wirklich größer, als sich ein Kanzleimannt vorstellt. Woher dieser Uebelstand? Offenbar wächst in dem schönen Lande jedes Jahr so viel, als seine Bewohner zum Lebensunterhalte nöthig haben, und wäre die Bevölkerung nicht zu groß, wenn das Erträgniß des Bodens richtiger vertheilt würde. Soll man also die Freischärler-Gleichheit einführen, das Eigenthum aufheben und Geld und Gut gleichmäßig theilen? Sicherlich nicht; denn abgesehen von der Unausführbarkeit, ließe das Unternehmen wider das 7. Gebot, und müßte deshalb zum Unheil ausfallen. Hat aber Gott die Ungleichheit des Be-

bestehend
schönen
die sich
Kirche ge
Hunger
gt da wie
t hat ihn
hört und
dem alten
gekleideter
lohnlosen
fer steht
ummt die
re Geige
dem In
voll und
dig über
Soldat
re Geige
e in dem
er keine
at wieder
Vertrauen
ren auch
hen, der

stöß und die Verschiedenheit der Stände gewollt und angeordnet, so hat er nicht weniger gewollt und befohlen, daß diese Verschiedenheit von Seite des Menschen möglichst ausgeglichen werde. Gott hat Reiche und Arme neben einander gestellt, damit sie sich gegenseitig in freiwilliger Liebe unterstützen; der Arme braucht den Reichen und der Reiche braucht den Armen, leiblich und geistig. Obwohl nun die leiblichen Werke der Barmherzigkeit vielfach geübt und reichliche Gaben den Dürftigen gespendet werden, so ist doch keine merkliche Abnahme des Uebels zu verspüren und die Massenverarmung droht der Gesellschaft Gefahr. Ohne Zweifel herrscht unter uns viel Arbeitscheue und Müßiggang, aber an manchen Orten offenbar auch Verdienstlosigkeit und Mangel an Arbeit. Auch unter dem gemeinen Volke grassirt arge Genußsucht und sind viele ganz entbehrliche Dinge durch Gewohnheit zu Unentbehrlichkeiten geworden, aber auch in Wohnungen der Genügsamkeit und großen Einschränkung hat drückender Mangel Eingang gefunden. Es ist ganz in der Ordnung, daß die Polizei der zubringlichen, müßiggängerischen, frechen Bettelei wehrt, aber am Ende wollen solche Leute doch auch gefüttert sein und leiden schüchterne Arme unter solchen Maßregeln mehr als durchtriebene Tagelöhne. Auf der andern Seite hängen zwar Vermögliche oft mit großer Zähigkeit an ihrem Besitz und verschließen dem Dürftigen Herz und Hand, allein wenn man nur in einer einzigen Stadt auf einen Haufen legen wollte, was in Zeit eines Monats an Almosen fällt, so würdest du über die Größe desselben erstaunen. Dagegen fehlt den Wohlthaten gar oft die christliche Weihe. Dem Judenvolke hat Gott Almosen geben geboten weil es selber auch arm und elend gewesen und Er ihm ein schönes Land geschenkt habe. Derselbe Grund gilt aber noch heute. Die Erde und all ihre Güter sind des Herrn Eigenthum und die Menschen sind seine Lehenträger. Dem Einen hat er ein großes Gut bescheert, dem Andern ein geringeres, Mancher besitzt gar kein anderes Vermögen, als das in gesunden Gliedern und kräftigen Armen steckt. Wenn nun der Reiche zwar eine Gabe reich, aber nicht als eine Gabe aus dem Schatze Gottes, sondern als eine Gabe aus dem eigenen Sack, und wenn der Arme diese Gabe in Empfang nimmt, aber nicht als eine Gabe Gottes und mit Dank gegen Gott; so fehlt diesem Geben und Nehmen gerade die Hauptsache, die christliche Liebe. Die Zahl der dankbaren Armen ist darum just nicht gar groß, allein auch die Zahl der Wohlhabenden

ist nicht übermäßig, die die Wahrheit des Spruches an sich selber erfahren haben, daß Geben seliger ist als Nehmen. Im Fall du die Sache mit christlichen Augen betrachtest, solltest du eigentlich dem Armen danken, daß er dir Gelegenheit darbietet, dem Herrn einen Dienst zu erweisen, und so oft du einen Bettler gegen dein Haus kommen siehst, so sollte sich dein Herz im Leibe freuen, weil du jetzt wieder Etwas deinem Herrn und Gott auf Zinsen leihen kannst. Ich habe dich aber halb in Verdacht, es rege sich bei solchen Gelegenheiten in deiner Seele etwas Anderes als Freude. Den meisten Menschen gilt eine doppelte Versicherung auf Liegenschaften für verlässlicher, als die Handschrift Christi. Zu allen Zeiten hat es Arme gegeben, nicht nur im Heidenthum, selbst in christlichen Ländern herrschte zu Zeiten weit größere leibliche Noth und drückendere Armuth, als in unsern Tagen. Ob dagegen die Armuth von Christenmenschen je herber empfunden und unlieber ertragen worden, darüber ließe sich noch streiten. Ich kann es den Armen auch nicht ganz verdenken. Die Richtung unserer Zeit geht vorherrschend auf sinnlichen Genuß; ein großes Hetz und Treibjagen wird angestellt nach Hab und Gut; der Werth einzelner Menschen, Familien, Gemeinden, ganzer Völker wird taxirt nach ihrem Wohlstand; Gehaltsaufbesserung und Personalzulage spielen bei geistlichen und weltlichen Angestellten eine merkwürdige Rolle; Reichthum wird fast als eine Tugend geachtet und die Armuth als ein sittliches Gebrechen angesehen; die Entwürdigung der menschlichen Natur und die freiwillige Sklaverei, welche in dem rastlosen Jagen und krampfhaften Ringen nach zeitlichem Gut liegt, wird kaum gefühlt: kann man sich da noch wundern, wenn der Dürftige sich in seiner Lage unglücklich fühlt und mit dem Dichter ausruft: Armuth ist die größte Plage, Reichthum ist das höchste Gut? Wie sollte er dasjenige lieb haben, was Alle fliehen wie die Pest? Wie kann aber dieser Mißstand gehoben werden? Mit frommen Redensarten läßt sich der Arme nicht abspesen, und der beste Redner wird schwer einem zähen Filz den Geldbeutel aufpredigen. Solche Umänderungen in den Gesinnungen und neue Weltanschauungen werden überhaupt nicht allein von Menschen bewirkt, sondern machen sich selber, oder vielmehr der heilige Geist, der die Welt regiert, bewirkt und macht sie. So viel habe ich aus der Geschichte gemerkt, daß die katholische Kirche den vorherrschenden Bestrebungen der Welt gerade die entgegengesetzte Richtung gegenüberstellt, und

war ni
in That
sie von
dem ren
williger
sächlich
Fleisches
heit, un
Gut sie
wie den
Evangel
Erängen
drängni
verderbr
und Fro
sind ne
Leben e
beugsam
gegenge
unserer
ziger M
und jed
hat und
arm ge
nung u
bungs
die ne
aber sol
hat's J
die We
solche
nung a
äußern
aus des
ihr B
Wort
Welt t
zu be
hat G
und da
tere, u
um da
Nicht
winder
solche
vermö
Armer
an jen

Zu

war nicht bloß in Worten und Lehren, sondern in Thatfachen und lebendigen Personen. So hat sie von jeher der unbotmäßigen Rechthaberei und dem revolutionären Hochmuth gegenüber den freiwilligen Gehorsam in zahlreichen Mitgliedern thatsächlich ausgeübt; im Gegensatz zu der entnervenden Fleischelust hegte und pflegte sie die freiwillige Keuschheit, und der nimmersatten Gier nach zeitlichem Gut stellte sie die freiwillige Armuth vor Augen, wie denn auch Christus nicht bloß den Armen das Evangelium gepredigt hat, sondern selber arm auf Erden wandelte. Zu allen Zeiten harter Bedrängniß, allgemeiner Noth und großen Sittenverderbnisses sind in der katholischen Kirche Männer und Frauen voll Glaubenskraft und Opferwilligkeit, sind neue Orden und alte mit verjüngter Lebenskraft aufgestanden und haben sich mit unbeugsamer Festigkeit dem Strome des Verderbens entgegen gestellt: solche Männer und Orden werden auch unserer Zeit und ihrer Noth nicht fehlen. Ein einziger Mann, der allen irdischen Bequemlichkeiten und jedem irdischen Besitz für seine Person entsagt hat und um des armen Heilandes willen freiwillig arm geworden ist, wirkt durch seine bloße Erscheinung unter den Dürftigen mehr, als tausend salbungsvolle Reden geistlicher und weltlicher Herren, die nebenher ein bequemes Leben führen. Will man aber solche Männer und Orden? In den letzten Jahren hat's Jeder mit Händen greifen können, daß ein Anderer die Welt regiert, als die Menschen. Werden aber solche Männer der Entsagung und Selbstverläugnung auch auf die Reichen einen günstigen Einfluß äußern? Ich denke, diese werden ihnen möglichst aus dem Wege gehen, ihr Treiben verspotten und ihr Beginnen als Thorheit erachten. Allein das Wort hat immer noch Geltung: „Was vor der Welt thöricht ist, hat Gott erwählt, um die Reichen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen: und das Geringe vor der Welt, und das Verachtete, und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichts zu machen“. Nicht das Geld, nicht Soldaten und Kanonen überwinden die Welt, sondern der Glaube. Bis nun solche weltbestehende, glaubensstarke Helden kommen, vermögen Vereine, Bündnisse und Bruderschaften die Armennoth vielfach zu lindern, später werden sie sich an jene anschließen müssen.

Der Kirchhof.

Zu den heimeligsten und traulichsten Plätzchen

einer Gemeinde gehört der Gottesacker. Die in ihrem Leben so viel Lärm verursacht und sich gegenseitig so bitter angefeindet und verfolgt, sie liegen so still und friedlich bei einander und jedes Geräusch ist verstummt. Auch der Umstand, daß die Gräber stumme Prediger vorstellen und Einem Dasjenige in das Gedächtniß rufen, was hinter den Gräbern liegt, nämlich das Gericht und die Ewigkeit, auch dieser Umstand macht ihren Besuch heilsam. Der Mensch zerstreut sich so gerne in irdischen Geschäften, verwickelt sich in die täglichen Sorgen und Bedürfnisse, richtet so vorschnell und lieblos über Andere, daß für ihn ein Ort nur ersprießlich sein kann, wo er von den Zerstreuungen abgezogen, wo sein Blick auf das Ewige gerichtet, wo er innerlich gesammelt und auf das Ende seiner Laufbahn, so wie auf die endliche Abrechnung aufmerksam gemacht wird. Darum ist's gegen meinen Geschmack, wenn die Wohnungen der Todten in einer Gemeinde so weit von den Wohnungen der Lebenden entfernt sind, und in einem Orte, wo der Kirchhof immerfort geschlossen bleibt, wenn nicht gerade ein Verstorbener begraben wird, möchte ich weder lebendig noch todt wohnen. Die Leute, welche die Grabstätten gerne weit aus den Augen und aus dem Sinn haben, kommen mir vor wie die guten Bürger der Stadt Athen, welche den Apostel nicht von der Auferstehung der Todten mochten reden hören. Der Umgang mit Verstorbenen und Abwesenden, findet er statt durch Lesung der Schriften, die sie hinterlassen, oder durch das Andenken an sie und ihr Thun, oder durch den Besuch ihrer Ruhestätten, führt überhaupt den Menschen mehr in sich selbst hinein und kräftiget ihn, während der Umgang mit Lebenden veräußerlicht, zerstreut und abschwächt. Und wenn ich wahrnehme, wie die Leute nach dem Gottesdienste ihren Angehörigen auf dem Kirchhof einen Besuch abstatten, so ist mir das viel lieber, als wenn sie sogleich an ihr Geschäft oder zum Essen eilen. Und wenn ich am Sonntag ledige Bursche und Mädchen sehe, welche nach der Vesper eine Weile an den Gräbern ihrer Eltern beten, so meine ich immer, die abgeschiedene Seele von Vater oder Mutter müsse sie umschweben und alle Gefahren und Versuchungen von ihnen abwenden. Und wenn Eltern ihre verstorbenen Kinder nicht leicht vergessen, sondern gerne an ihren kleinen Grabhügeln verweilen, so stelle ich mir vor, solche Eltern seien auch ernstlich auf das zeitliche und ewige Wohl der lebenden Kinder bedacht. Daß ein Grab bisweilen auch eine vollständige Lebensumänderung zu bewirken,



und ein leiblich Todter einen geistig Todten zum Leben zu erwecken im Stande ist, magst du aus folgender Geschichte merken. Das Mädchen, das oben auf dem Bilde am Grabe kniet, hat Klara geheissen und heißt noch so. — Diese Klara ist das Kind armer aber unbescholtener Tagelöhnerleute am Fuße des Schwarzwaldes. Da diese noch mehrere Kinder hatten, merkten sie wohl, daß sie denselben dereinst an zeitlichem Hab und Gut nicht viel hinterlassen würden, und waren deshalb bedacht, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihre Kinder sich ehrlich durch die Welt zu schlagen und die Seligkeit zu erwerben vermöchten. Darum hielten sie dieselben ernstlich an zur Arbeit, zum Gebete und zur Gottesfurcht. Ehe Klara die Schule besuchte, mußte sie im Walde Holz und Laub sammeln, Beeren suchen, Holz tragen, Vieh hüten, Stuben kehren und ehe sie der Schule entlassen wurde, war sie bereits in Allem geübt, was man ungefähr von einer Hausfrau verlangt. Manches junges Frauenzimmer in der Stadt, das schon Romane gelesen und gespielt hat, würde verwundert geschaut haben, mit welcher Leichtigkeit und welcher zierlichem Anstand dieses Kind einen schweren Zuber voll Wasser auf den Kopf gehoben und davon getragen. Als sie zwölf Jahre alt geworden, starben

bald nach einander Vater und Mutter, und Klara wanderte in das Haus ihrer Base, welche sie mit ihren eigenen Kindern erzog. Ihre Lage wurde dadurch nicht viel verändert, indem die Base und der Better in der Kindererziehung dieselben Grundsätze befolgten, wie Klara's Eltern; nur mußte sie noch strenger arbeiten. Uebrigens schlug solche Erziehungsweise dem Kinde gut an, an Leib und Seele; Klara wurde ein schmuckes, schlankes, kräftiges, lebensfrohes und gutmüthiges Mädchen. Bei der Base gewöhnte sie sich auch, nach dem Besuche des Gottesdienstes einige Zeit an den Gräbern ihrer Eltern zu verweilen. Sie blieb dadurch mit denselben in einem geistigen Verkehr; auch hielt ihr die Base genug vor, was für brave Eltern die Klara gehabt und wie sie sich noch im Grabe umkehren würden, wenn die Tochter einen schlechten, gottlosen Streich beginge. Da die Base mit Kindern selber reichlich gesegnet war, so suchte sie für Klara einen Dienst, ehe diese das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Ein solcher fand sich in einem benachbarten Orte, und zwar in einem Wirthshause, dessen Besitzer mit Klara in sehr entfernter Verwandtschaft stand. Reiche Leute haben leicht eine große Verwandtschaft, und der Hirschenwirth ist ein reicher Mann von

großem
Wirthsch
Bierbrau
gut, und
im Rath
so gewis
wirthin
selber r
junge K
die da
die Ehe
Dienstb
dienten
Leute ch
und Ri
immer
vertraut
mehr fu
konnte.
neben
sechzeh
liches,
sich lan
den Po
schön b
Klara
weil sie
anstand
Schopp
Bemerk
die G
lieber a
chen sel
gefallen

In i
sehr gl
schäfst
Der
ein Tr
tragen,
ermunt
Lobe a
verursa
lichen
ärndtet
oder so
Lanzlu
Länzer
die Ge

großem Einfluß in der Umgegend. Außer der Wirthschaft betreibt er noch die Metzgerei, Bäckerei, Bierbrauerei, den Holzhandel und ein großes Bauerngut, und seine Stimme hat Gewicht und Geltung im Rathe der Männer. Da der Hirschenwirth ein so gewichtiger Mann ist, ist natürlich die Hirschenwirthin auch eine sehr ansehnliche Frau, wie sie selber recht gut weißt. In dieses Haus kam die junge Klara als ein Dienstmote weiter zu den vielen, die da ihr Brod aßen. Sie zog gerne dahin, denn die Ehehalten im Hirschen erfreuten sich auch in der Dienstmotenvelt eines guten Leumundes und verdienten denselben; sie waren christlich und hielten ihre Leute christlich und recht. Klara wurde als Lauf- und Kindsmädchen installiert und mußte der Frau immer an die Hand gehen. Dadurch blieb sie dem vertrauten Umgange mit den ältern Dienstmoten mehr fremd, was nur wohlthätige Folgen haben konnte. Denn der Dienst in einem Wirthshause neben vielen Knechten und Mägden hat für ein sechszehnjähriges Mädchen immer etwas Gefährliches, und ich bin fest überzeugt, die Base hätte sich lange besonnen, ehe sie ihr eigenes Kind an den Posten gestellt, für den sich das Waisenkind schon bedanken mußte. In kurzer Zeit stieg jedoch Klara zu dem Range einer Jungfer Kellnerin auf, weil sie gar so flink war, weil ihr Alles so wohl anfiel, weil sie so lustig noch zu einem weitem Schoppen zu bereben, weil sie auf jede anzügliche Bemerkung so treffend herauszugeben wußte, weil die Gäste Speise und Getränke aus keiner Hand lieber annahmen, als eben aus ihrer. Das Mädchen selber ließ sich seine Standeserhöhung gerne gefallen.

Hochzeit und Tod.

In ihren neuen Verhältnissen fühlte sich Klara sehr glücklich. Bei ihrer Behendigkeit war ihr Geschäft mehr Spiel und Unterhaltung als Arbeit. Der Lohn war ansehnlich und zuweilen fiel noch ein Trinkgeld. Schöne Kleider durfte sie nicht nur tragen, sondern wurde selbst von der Meisterin dazu ermuntert und ausgestattet, was ihr neben dem Lobe als flinke, schmucke Kellnerin die meiste Freude verursachte. Ihrem angeborenen Witze und ihrer natürlichen Schelmerei konnte sie freien Lauf lassen und ärndtete damit noch Beifall. War eine Hochzeit oder sonst ein Tanz veranstaltet, so bot sich ihrer Tanzlust ein weites Feld und sie konnte unter den Tänzern auswählen nach Belieben. Wenn auch die Gespräche in der Wirthsstube nicht immer er-

baulich waren, so wußte sie doch alles Unanständige fern zu halten, denn sie hatte Ehre im Leibe. Ihre unverdorrene Natur, ungekünstelte Erziehung und jungfräulicher Stolz halfen ihr, alle Zubringlichkeiten und schamloses Benehmen abzuwehren. Einige vermögliche Bursche versuchten es, mit der schönen Kellnerin „anzubandeln“; allein da sie genug Verstand besaß, einzusehen, daß da von einer ehelichen Verbindung im Ernste nicht die Rede sein könne, fertigte sie dieselben zuerst mit scherzhaften Redensarten, und da diese nichts halfen, mit der barschen Erklärung ab: „In Ehren könnet ihr mich nicht brauchen und in Unehren mag ich euch nicht.“ Die Base hatte vielleicht auch einiges Verdienst an dem guten Verhalten Klara's. Als diese nämlich in ihrem Heimathsorte einen Besuch abstattete und natürlich im besten Puße erschien, hielt ihr die Base eine gewaltige Rede über die Gefahren der Kellnererei und über die Eitelkeit und den Leichtsinne der jetzigen Welt, und schloß mit erschrecklichen Drohungen für den Fall, daß sie Etwas erleben müßte. Ich habe die Base in Verdacht, sie sei dem Waisenkinde ob seiner Körperschönheit und Kleiderpracht ein wenig neidisch gewesen, sie hat sich gar zu sehr ereifert. Uebrigens war sie besser im Rechte als sie wußte. Obwohl Klara äußerlich kein Vergehen sich zu Schulden kommen ließ und untadelhaft vor den Augen der Welt stand, so wurde sie dennoch innerlich von Tag zu Tag hohler und leerer. An den täglichen gehaltenen Gesprächen fand sie immer mehr Wohlgefallen und anstrengende Arbeiten wurden ihr zuwider; sie hörte mit geheimer Lust Reden an, denen sie früher Ohr und Herz verschlossen, sie lachte zu Spässen, vor denen sie sonst davongelaufen, sie erlaubte sich selber Anspielungen, wie sie nie aus dem Munde einer Jungfrau kommen sollten. Zwar verrichtete sie noch täglich die gewöhnlichen Gebete, besuchte an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst, aber ihr Christenthum wohnte, wie sie später sich ausdrückte, bloß noch auf der Zungenspitze. Es war eben die alte Gewohnheit und die Ordnung und Sitte des Hauses, was sie die äußerlichen religiösen Uebungen nicht ganz vernachlässigen ließ. Darum konnte es fast für ein Glück gelten, daß sie sich ernstlich verliebte und dadurch ernster gestimmt wurde. Der Glückliche, dem Klara ihre Neigung zuwandte und ihre Hand versprach, war der felsenlange Viktor, der zwar nicht zu den reichen Parthien gehörte, aber ein frohes Herz, einen frischen Muth, kräftige Arme und, was bei der Kellnerin den Ausschlag gab, eine schöne Gestalt

nd Klara
e sie mit
urde das
und der
rundfäße
sie noch
iehungs-
; Klara
nd frohes
öhnte sie
es einige
rweilen.
geistigen
or, was
wie sie
enn die
beginge.
gesegnet
ast, ehe
te. Ein
te, und
er mit
stand.
rschaft,
n von

befah. Zwar gebärdete er sich zu Zeiten etwas wild, trank gelegentlich scharf, ging Kaufhändeln nicht aus dem Wege und seine kräftige Faust hatte sich Achtung verschafft bei allem ledigen Volke. Allein solche Eigenschaften schrecken ein Landmädchen nicht ab, einen sonst rechtschaffenen Burschen zu heirathen, so wenig eine Stadtdame Anstand nimmt, ihre schneeweisse Hand einem Offiziere zu reichen, der schon hie und da in ein Duell verwickelt gewesen. Indes war die Bekanntschaft nicht lange eine heimliche, dazu war Klara viel zu offen und naturwüchsig und der Viktor zu ehrlich. Die Sache wurde der Base und dem Hirschenwirth geöffnet und ihre Beistimmung und Rath erbeten. Man fand das Paar wie extra für einander geschaffen, und sobald der Viktor den ehrlichen Abschied vom Militär habe, sollte die Hochzeit gefeiert werden. Der Hirschenwirth versprach, den künftigen Ehemann in seinen Schutz und Schirm zu nehmen, was Erwas sagen wollte, und die Hirschenwirthin meinte gegen die Klara, als von einer Aussteuer die Rede war: „Die Hirschenwirthin hat sich noch nie lumpig finden lassen“. Nun lebten die zwei Leutchen in ungestörtem Frieden, und als der Viktor zur Revue mußte, war der Abschied wenig schmerzlich; denn es war ja der letzte. Der Hochzeiter hatte schon mit dem Pfarrer und Bürgermeister geredet, war auch auf dem Amt gewesen und hegte die wohlbegründete Hoffnung, nach der Revue die Heirathserlaubnis vom Regimentskommando mitzubringen, obgleich seine Dienstzeit noch nicht vollständig abgelaufen. Während nun der Viktor exerzirt und manövert, hängt Klara neben der Kellnerei ihren Gedanken nach und macht Pläne für die künftige Haushaltung. Nachdem die militärischen Uebungen vorüber, kehrt der Soldat zurück und hat richtig die Heirathserlaubnis in der Brieftasche auf der Brust. Allein schon bei dem ersten Empfang schrie Klara laut auf: „Herr Jesus! du bist krank. Was fehlt dir, Viktor?“ Das Auge der Liebe sieht scharf; der starke Bursch hatte in der Fremde den Tod geholt und nur die Freude auf das Wiedersehen hatte ihn bis nach Hause aufrecht erhalten. Jetzt brach er zusammen, um nimmer wieder aufzustehen. Einundzwanzig Tage lang kämpfte der Tod mit dem jungen, kräftigen Leben und soll gegen das Ende das Ringen und Kämpfen grausen-erregend geworden sein. Keine Kosten wurden gespart, keine Pflege versäumt; Eltern und Geschwister gaben sich alle ersinnliche Mühe, die Braut kämpfte mannhast den eigenen Schmerz

nieder und wachte Tag und Nacht am Bette des Kranken, dem Tode die geliebte Beute zu entreißen. Allein dem Tode ist noch keiner zu stark gewesen; auch Viktor unterlag. Unter vielen Thränen, lautem Schluchzen und allgemeiner Theilnahme wurde er beerdigt und dann allmählig vergraben, wie es Andern auch geht. Auf das Grab haben sie ihm ein schönes, eisernes Kreuz gesetzt und Rosen gepflanzt. So ruhet jetzt sein Gebein am Hügel des Schwarzwaldes, bis die Posaune des jüngsten Tages zur allgemeinen Revue ihn auferwecken wird.

Die Auferstehung.

Klara ward allgemein bedauert und Viele besorgten, das Mädchen möchte vor Herzleid hinterstimmig werden. Wirklich war sie auch genöthigt, nach dem Leichenbegängnisse einige Tage das Bett zu hüten. Die Ursache lag jedoch nicht in übergroßem Schmerz, sondern in der vorausgegangenen Aufregung, Anstrengung und dem vielen Nachwachen. Eine gesunde, unverkünstelte Natur vermag jedes Leid zu verwinden, das Gott schickt. Der beste Trost im Leiden ist eine anhaltende Beschäftigung, sie läßt dem Gram nicht Zeit, sich in der Seele einzufressen. Sobald Klara die nöthige Körperkraft wieder gefunden hatte, trieb sie wie vorher ihr gewöhnliches Geschäft und hatte Vieles nachzuholen, was während Viktors und ihrer eigenen Krankheit versäumt worden. Die Leute nahmen vernünftige Rücksicht auf ihre Trauer und verschonten sie mit sonstigen Spässen. Nach nicht langer Zeit bemerkte man auch an der Kellnerin kein weiteres Zeichen der Trauer, als das schwarze Kleid. Sie war wieder munter und heiter wie früher, und konnte davon reden hören, wer Viktors Nachfolger in ihrer Gunst werden würde. Man hätte auf den Gedanken gerathen können, sie habe den Soldaten ganz vergessen, wenn sie nicht jedesmal nach dem Gottesdienst Weihwasser in die hohle Hand genommen und auf sein Grab hinausgetragen hätte. Plötzlich jedoch wurde die Sache anders, und das Mädchen schien wie umgewandelt. Das erste Zeichen dieser Veränderung bestand darin, daß Klara den Dienst im Hirschen aufkündete. Die Hirschenwirthin wollte aus der Haut fahren über das tolle Begehren des Mädchens, wollte begreiflich Gründe dafür wissen, was ihm denn im Hause nicht recht sei, und wer es beleidigt habe. Klara suchte zuerst durch leere Ausreden durchzuschlupfen, aber damit war sie bei der Wirthin an die Unrechte gekommen. Diese ruhte nicht, bis sie

Klara
also Klara
Dunkelheit
Viktor se
sie mit
Abend
sie lang
zu beten
Weile a
kommen
und sie
Viktor.
leidend
angefcha
„Klara l
dich und
nicht sel
aber nie
gehabt i
geredet.
Wirthin
überspar
ches Ze
Klara b
selbst ge
erscheint
Gnaden
zur Ba
Aber w
gegangen
Dienen
so gefr
„In di
zu viele
gehalten
Leichtst
malige
Leute g
das st
und da
ihre er
nur un
wahl i
ihre W
schen i
Geläch
mit den
vormjä
wurde.
Beschin
an der

klaren Wein eingeschenkt bekam. So mußte ihr also Klara beichten, wie sie lezthin Abends in der Dunkelheit auf den Kirchhof gegangen, um für den Viktor selig zu beten. Es sei gewesen, als ob man sie mit Stricken dahinziehe, obwohl sie sonst am Abend auf dem Kirchhof sich fürchte. Auch habe sie lange nicht mehr so andächtig und inbrünstig zu beten vermocht. Nachdem sie nun eine geraume Weile am Grabe gekniet, sei's ihr plötzlich vorgekommen, als erhebe sich der Todte aus der Gruft, und sie habe ganz deutlich erkannt, es sei der Viktor. Derselbe habe gar nicht häßlich, aber sehr leidend und schmerzhaft ausgesehen und sie bittlich angeschaut, auch ganz vernehmlich gesprochen: „Klara! du mußt ein anderes Leben anfangen, für dich und mich Buße thun, sonst können wir beide nicht selig werden. Wir haben nur uns geliebt, aber nicht Gott.“ Sie habe dabei keine Furcht gehabt und es wundere sie, daß sie ihn nicht angerebet. So ungefähr lautete der Bericht. Die Wirthin schüttelte den Kopf und meinte, das seien überspannte Einbildungen und man müsse sich solches Zeug aus dem Sinn schlagen. Da jedoch Klara bei ihrer Aussage beharrte und die Wirthin selbst gehörigen Respekt vor Tod, Grab und Todtenserscheinungen hatte, so wurde die Kellnerin in Gnaden ihres Dienstes entlassen. Sie zog wieder zur Base, bis sich ein geeigneter Dienst fände. Aber warum ist denn die Klara aus dem Hirschen gegangen, da sie doch nicht die Absicht hatte, das Dienen aufzugeben? Die Hirschenwirthin hat auch so gefragt und die Klara hat ihr geantwortet: „In diesem Hause bin ich zu bekannt und gehen zu viele Leute ein und aus und ich werde zu gut gehalten; da würde ich bald wieder in den alten Leichtsinne zurückfallen.“ Uebrigens blieb die ehemalige Kellnerin nicht lange bei der Base; es gab Leute genug in der Nachbarschaft herum, welche das flinke, starke Mädchen zur Magd wünschten, und das Gerücht, der verstorbene Bräutigam sei ihr erschienen, machte sie in den Augen der Frauen nur um so interessanter. Sie hatte also eine Auswahl und machte auch Gebrauch davon. Allein ihre Wahl war sonderbar in den Augen der Menschen und verursachte anfänglich viel Gerede und Gelächter. Sie zog nämlich in ein Haus, das mit demjenigen nahe verwandt schien, welches im vormjährigen Kalender ein Satanshaus genannt wurde. Heliche Zerrwürfnisse, Streit und Hader, Beschimpfungen und Verwünschungen waren daselbst an der Tagesordnung, und jeder Unmuth, den

man sonst nicht anzubringen wußte, wurde über die Magd ausgeschüttet, was an andern Orten ebenfalls vorkommen soll. Dabei war die Kost zwar genügend, der Lohn aber sehr klein und der Magdwechsel bisher etwas Gewöhnliches. Dieses Haus und diesen Dienst wählte aber Klara deswegen, weil sich ihr reichliche Gelegenheit darbot, sich in Geduld und Demuth zu üben, um Gottes willen freiwillig Etwas zu leiden, den eigenen Willen zu brechen und Unbilden mit christlicher Ergebung zu ertragen, und weil sie nebenbei heimlich hoffte, als ein guter Engel den gestörten Frieden des Hauses wieder herzustellen. Zu letzterem zeigte sich freilich Anfangs wenig Aussicht; denn der neue Dienstherr, der gerade seine böse Stunde hatte, wollte sie gar nicht in's Haus aufnehmen, weil, wie er sagte, die Frau eigenmächtig die Magd gedungen und weil er keine heilige Magdalena vor Augen haben möge, lieber eine schöne Sünderin. Zu Gedulderweisungen dagegen und Demuthsübungen hatte sie reichliche Gelegenheiten, denn an Rohheiten, Schmähungen und selbst Mißhandlungen ließ es die Herrschaft nicht mangeln und das Mädchen mußte oft zu Viktors Grabe seine Zuflucht nehmen, um auszuharren. Was Niemand glaubte, geschah; Klara hielt viele Jahre bei den wunderlichen, zornmüthigen Menschen aus. Und wie nach der Verheißung die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen und die Geduld am Ende Alles überwindet; so gewann auch die Magd nach und nach die Herzen ihrer Gebieter und erwarb sich Achtung und Vertrauen. Sogar ihre kühne Hoffnung, den Frieden in's Haus zu bringen, ging theilweise in Erfüllung. Das ewige Gezänke und Gebelfer verstummte, wenn nicht der Herr gerade seinen Rausch hatte, was freilich nicht zu den Seltenheiten gehörte. — Was aber die arme Magd vor den Augen Gottes und rechtschaffenen Menschen besonders wohlgefällig macht, das ist der Eifer und die Ausdauer, womit sie andere ledige Personen ihres Geschlechtes vor leeren Liebeleien und leichtsinnigen Bekanntschaften warnt und zu sittlichem Ernst und zu gottseligem Wandel zu bringen sucht, und die rührende Sorgfalt, mit welcher sie sich verlassener, gefallener Mädchen annimmt und dieselben für Gott und den Himmel wieder zu gewinnen sich bestrebt. Uebrigens mußt du dir diese Klara ja nicht als eine leifretende, kopfhängerische, augenverdrehende, stets seufzende Person vorstellen; sie tritt fest auf, schaut frisch und fröhlich in die Welt, sie betet viel, kommuniziert oft, meidet sorgfältig die gewöhnlichen

Gelegenheiten zur Sürde, arbeitet viel, schweigt viel und duldet und überträgt viel. Ihr leichtsinniger Herr hat einmal gesagt: „Wenn mein Magen so viel ertragen könnte, wie die Geduld meiner Magd, so gäb's weniger Händel im Haus.“ Dürfte ich der ehemaligen lustigen Kellnerin einen Rath geben, so wäre es der, Stiefmutter zu werden.

Abschied.

Zum Abschied will ich noch einige Lehren auf den Weg geben:

I. Für Bauchmenschen. „Ich kenne Jemanden, der seit vielen Jahren mit dir an einem Tische sitzt, Speise von deiner Hand empfängt, und so oft er will, mit dir redet und hadert. Nach angeerbtem Recht ist er dein Knecht, allein weil du ihn allzu zärtlich verpflegest und jede Züchtigung an ihm sparest, so hat er die Ferse gegen dich aufgehoben und herrschet über dich mit Grausamkeit. Er ist ein Freund der Welt, ein Verächter Gottes, ein Anbeter seiner selbst, ein Sklave des Dämons: was scheint dir? Wenn du vernünftig urtheilst, so meine ich, du werdest mit mir ausrufen: Er ist des Todes schuldig, er soll gekreuzigt werden! Verhehle dir's also nicht, schiebe es nicht auf, sondern kühn und standhaft hefte ihn an das Kreuz!“ — So spricht der heilige Bernhard und meint mit dem Jemanden deinen Leib und sein Gelüsten. Und wenn du dich selber genau examinirst, wer dir das Geld aus dem Beutel, Mark und Kraft aus dem Gebein, die Achtung rechtschaffener Menschen, den Frieden der Seele, die Eintracht in der Familie und vielleicht den Himmel stiehlt, so wirst du finden, daß der Heilige Recht hat. Wie lange noch soll aber der Leib über dich Meister sein?

II. Für Langschläfer. „Der Müßiggang ist der Lehrer der Unwissenheit, die Nacht des Geistes, die Pest des Willens, der Verderber der Zucht und Sitte, der Gastwirth böser Gewohnheiten, der Verräther der Seelen, die Schmach dieser Erde, das

Grab des lebenden Menschen, mit Einem Worte: der Lehrmeister aller Laster.“ So lehrt der heilige Basilius und die tägliche Erfahrung.

III. Für die Filzigen. „Wenn wir den Armen viel geben, dürfen wir nicht fürchten, daß wir endlich nichts mehr geben können. Die Liebe ist ein großer Schatz. Bei jedem guten Werk kommt jene Hand dazwischen, welche das Brod durch Brechen vermehrt und durch Geben vervielfacht.“ So erklärt Papst Leo, und der Bischof Augustinus sagt: „Was der Reiche überflüssig hat, das hat der Arme nöthig; wer es für sich behält, der behält fremdes Gut.“

IV. Für schöne Mädchen und Weiberherrlein. „Nur Mädchen, die aller Schamhaftigkeit bereits entsagt haben, und nur Weiber von ganz verworrenen Sitten kommt es zu, in Kleidung und Puz zu prangen und die Reize der Gestalt des Körpers zur Schau auszustellen.“ So sagt der alte Cyprian, und Sanct Hieronymus behauptet, „daß solche Mädchen, welche ihr Haupt schmücken, das Angesicht mit Locken zieren, immer Kleider nach der Mode tragen, dadurch, daß sie sich so gleichsam zum Kauf anbieten, zu Grunde gehen, während man sie noch für Jungfrauen hält.“

V. Für Alte. Kaiser Mar I. hatte seit vier Jahren vor seinem Ende seinen Sarg auf allen seinen Reisen mitgeführt, als das einzige Erbe von all seiner Macht und Herrschaft, und starb im Jahre 1519 auf einer Reise zu Wels. Als man ihm rieth, sich zu seinem Ende zu bereiten, sagte er: „Ich habe es längst gethan, nun wäre es zu spät dazu.“

VI. Für die Kalendermacher. „Die Gestalten des Himmels könnet ihr beurtheilen, aber in die Zeichen der Zeit könnet ihr euch nicht finden!“ Worte der Wahrheit. Ihr wisset, an welchem Tage und um welche Stunde eine Sonnenfinsterniß eintrifft, aber wißt ihr auch, um welche Stunde der Tod über euch kommt? Maran atha.